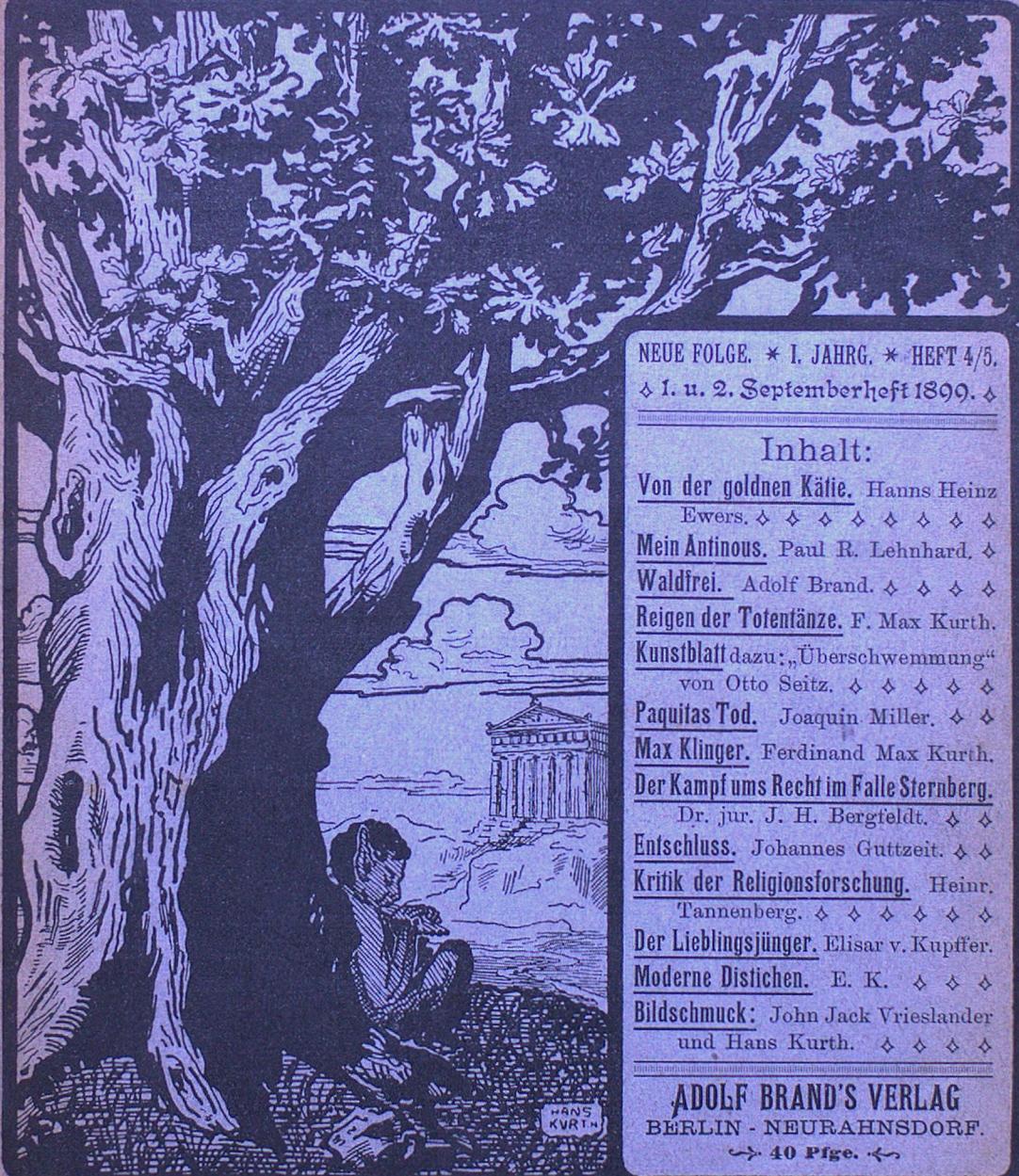


DER EIGENE



NEUE FOLGE. * I. JAHRG. * HEFT 4/5.

♦ 1. u. 2. Septemberheft 1899. ♦

Inhalt:

Von der goldnen Käie, Hanns Heinz
Ewers. ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦

Mein Antinous, Paul R. Lehnhard. ♦

Waldfrei, Adolf Brand. ♦ ♦ ♦ ♦

Reigen der Totentänze, F. Max Kurth.

Kunstblatt dazu: „Überschwemmung“
von Otto Seitz. ♦ ♦ ♦ ♦ ♦

Paquitas Tod, Joaquin Miller. ♦ ♦

Max Klinger, Ferdinand Max Kurth.

Der Kampf ums Recht im Falle Sternberg.

Dr. jur. J. H. Bergfeldt. ♦ ♦

Entschluss, Johannes Guttzeit. ♦ ♦

Kritik der Religionsforschung, Heinr.
Tannenberg. ♦ ♦ ♦ ♦ ♦

Der Lieblingsjünger, Elisar v. Kupffer.

Moderne Distichen, E. K. ♦ ♦ ♦

Bildschmuck: John Jack Vrieslander
und Hans Kurth. ♦ ♦ ♦ ♦

ADOLF BRAND'S VERLAG
BERLIN - NEURAHNSDORF.

→ 40 Pfge. ←

HERAUSGEBER ADOLF BRAND

DER EIGENE

strebt einen geistigen Tummelplatz Kunst und Eigenart schätzen den Menschen zu bieten. Schönheit und Liebe, Wissenschaft, Freiheit und Vaterland sind die Güter, um die er kämpft. — Ein Bahnbrecher „neuhellenischer“ Kultur-Ideen, will er die Lebensauffassung der Gedankenlosigkeit mit ihrer Elends- und Mitleidsmoral, samt den Knechts-Idolen ihrer Gleichheitsflegelei, durch eine selbstbewusste, zukunftsherrliche verdrängen helfen, in der das offiziell Geachte, das Herdenmässige, den einsamen Eigencharakter nicht erdrückt. — Er fordert die freie, durch keine Autorität gehemmte Bethätigung des Individuum, weil sie die sicherste Garantie für den sozialen Fortschritt bietet, für die entwickelungsmässige, gewaltlose Neuordnung der Dinge, die jeden in den Stand setzt, auf seine eigene Weise glücklich zu sein. Sein Ziel ist so: die grösstmögliche Wohlfahrt Aller!

* * * * * Jahres-Abonnements * * * * *

für 4,50 Mk. nehmen ausser Adolf Brand's Verlag, Berlin-Neurahnsdorf, alle Buchhandlungen des In- und Auslandes an ebenso alle Zeitungshändler — auf die Sonder-Ausgabe zu 10 Mk auch alle Postanstalten. Postzeitungsliste **M** 2242. ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ Es kommen jährlich 24 Nummern heraus. Zwangloses Erscheinen der Hefte vorbehalten. ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦

* * * * * Auf Wunsch * * * * *

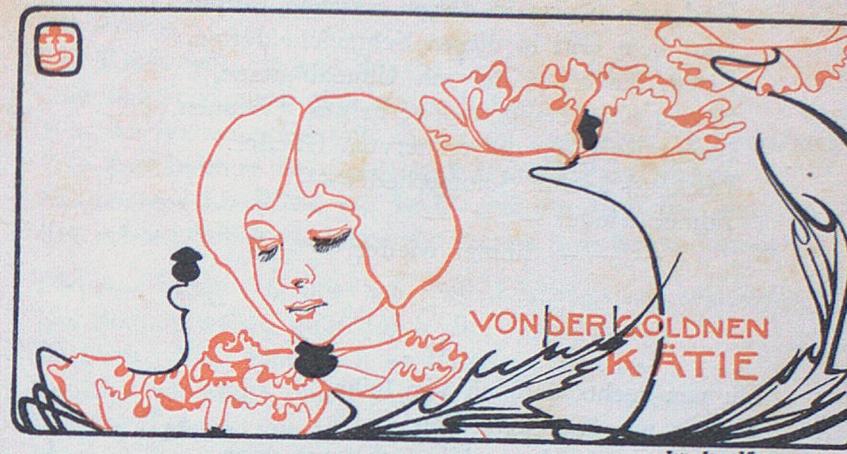
erfolgt briefliche Zustellung und besondere Kuvertierung bei entsprechender Porto-Erhöhung. ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦

* * * * * Probenummern * * * * *

stehen jederzeit zur Werbung neuer Abonnenten gratis zur Verfügung. Um solche direkt an Interessenten versenden zu können, ist jedoch auch die Angabe neuer Adressen stets erwünscht.

* * * * Unsere Freunde * * * *

werden dringend gebeten, überall, wo sich Gelegenheit dazu bietet, für die Verbreitung des Blattes besorgt zu sein und in Restaurants, Cafés, Konditoreien, Buchhandlungen und bei den Zeitungshändlern immer wieder den Eigenen zu verlangen. ♦ ♦



L

Immer wieder, immer wieder,
Schmeichelnd weiche Sommerlieder,
Immer wieder
Heimlich Rauschen aus den Ulmenbäumen,
Süßer Klingklang und verliebtes Träumen! —
Heisse Nächte, weisse Frauenbrüste,
Die die Lippen küssend kosen,
Dass im Hexensabbat wilder Lüste
Hirn und Herzen toll und toller tosen. —
Immer wieder
Neuer Reiz für die entnervten Glieder,
Dass sie nimmer eine Ruhe finden,
Dass die Träume neue Träume jagen,
Dass die Freuden fliehen, wie die Klagen:
Neue kommen und die alten schwinden.
Immer wieder
Heisser Blumen duftig Sommerküssen,
Rosen, Nelken und Jasmin und Flieder,
Leichtes Neigen und verstecktes Grüßen,
Immer wieder!

Und kein Sturm in diesen weichen Lüften
Und kein Gift in diesen Schmeicheldüften,
Leises Rauschen nur aus Ulmenbäumen,
Süsser Klingklang und verliebtes Träumen,
Neuer Reiz für die entnervten Glieder.
Lockend leichte Sommerlieder —
Immer wieder — — — Immer wieder — — !!

II.

Du von rechts und ich von links
Kamen wir über den Weg.
Kannten uns nicht und kannten uns doch.
— Hole der Kuckuck das schnurrige Dings,
Von rechts kamst du und ich von links
Über denselben Weg!

Langsam ging meine blonde Sphinx
Über den schmalen Weg.
Liebten uns gar und — liebten uns nicht.
Fassten die Hand — hallo, so ging's,
Von rechts her du und ich von links
Ein Stück denselben Weg!

Närrisch sind wir, und Narren rings
Geleiten unsern Weg.
Wir lachen sie aus und lachen auch nicht.
— Wir schau'n auf die Flügel des Schmetterlings,
Nun flattert er rechts, nun fliegt er links,
Lustig über den Weg.

Gold blinkt im Becher — stoss' an und trink's,
Es leb' unser kleiner Weg!
Wir seh'n uns wohl noch — oder seh'n uns nicht.
— — Was thut's? — Sei lustig, kleine Sphinx,
Und küss' mich rechts und küss' mich links
Auf unserm kleinen Weg!

III.

IM PARK.

Die Kätie will, ich soll ihr ein Liedchen schreiben,
Voll bunter Farben und bunter Klänge,
Wie der Sonnenstrahl fällt durch die glänzenden Butzenscheiben,
Wie der muntere Bergquell springt über Felsenhänge,
Ein leichtes Liedchen, aus Licht und aus Duft geboren,
Ein schmeichelnd Liedchen für Käties lauschende Ohren.

Clematis brach ich, dass ich mein Liebchen mir schmücke,
Ein Sommerwehen ging durch die Ulmenbäume,
Im Parke über dem Bach an hölzerner Brücke
Standen wir lange und träumten verlorene Träume;
Leichte Träume von glücklichen Kinderstunden,
Die nun so weit im wehenden Winde entschwunden! —

Clematis brach ich, dass ich mein Liebchen mir schmücke,
Dunkle Sommerblumen für ihre goldenen Locken!
Und der Schmetterling flog und es tanzte die lustige Mücke
Und die Wölkchen zogen am Himmel in weissen Flocken —
Oh, wir standen schon lange in bunte Träume verloren,
Dort in der Sommerpracht aus Licht und aus Duft geboren.

Süsser Zauber drang hervor aus den Ulmenzweigen,
Die sich im Winde neigten und leise uns grüssten —
— Nein, wir sagten uns nichts; in tiefem Schweigen
Standen wir Hand in Hand — und ob wir uns küssten,
Weiss ich nicht mehr — — wir waren so traumverloren
Dort in der Sommerpracht, aus Licht und aus Duft geboren.

IV.

Heut' morgen, Kätie, o weisst du noch,
Wir lagern zusammen im Bade,
Wir lachten und rauchten und futterten gar
Bonbons und Schokolade.

Heut' mittag, Kätie, in munterm Trab
Ging unsere Kavalkade,
Wir sassen im Sattel und rauchten dazu
Und futterten Schokolade.

Am Abend, Kätie, wir schauten versteckt
Wohl über die Ballustrade,
Die Loge war dunkel, — so rauchten wir
Und futterten Schokolade.

Und sind wir im Bett — und Brust an Brust
Schmiegt sich — und Wade an Wade —
Wir lachen und rauchen und futtern dazu!
Bonbons und Schokolade!

V.

AM MORGEN.

„Gnäd'ges Fräulein!“ — ruft das Stubenmädchen
Selma — und sie klopft an deine Thüre, —
„Gnädiges Fräulein, auf! Das Bad ist fertig!“
„Ja, ich komm schon!“ ruft die gold'ne Kätie,
Aber fester schlingt sie ihre Arme
Um mich, zieht mich zu sich: „Wieder Tag!“ —
— Und nach fünf Minuten kommt schon Selma
Wieder, klopft: „Ach, gnäd'ges Fräulein, sicher
Nun ist's Zeit, das Bad wird wirklich kalt!“
„Ja, ich komm schon!“ ruft die gold'ne Kätie —
Einmal noch drückt ihre weiche Lippe
Leicht die meine: „So, nun musst du gehen!“
— Und ich geh' in meine kalte Stube,
In mein kaltes Bett, dieweil sich Kätie
Nebenan noch ihre Siebensachen
Sucht — so Schwamm und Tuch, Lavendelwasser —
— Huscht dann übern Flur ins Badezimmer.
Zwei Minuten sind wohl kaum entchwunden,
Doch mir ist, als hätt' ich meine Kätie
Nicht gesehen in Jahrhunderten!
Und ich muss sie sehen! — Wer wird's merken?
Schuh' und Strümpfe an! Den Mantel über!
So, nun eil' ich raschen Schritt's hinüber
Übern Flur ins kleine Badezimmer,
Wo die gold'ne Kätie lustig plätschert!

O, wir plätschern beide, und wir spielen
Wie zwei Kinder, spritzen uns und lachen —
— Aber nun muss ich die Schöne küssen,
Muss die Linien ihres lieben Leibes
Leise kosen mit verliebtem Finger.

— Wie ich diese kleinen Brüstchen liebe!
Lottchen nenn' ich eins, das andre: Lieschen,
Und ich küsse Lottchen, küsse Lieschen,
Dass sie schauern unter meiner Zunge!

Schmeichelnd duftet rings das weiche Wasser,
Kosend spielt es rings um meine Glieder,
Leis' umfängt es meine gold'ne Kätie.

Süsser Traum der frühen Morgenstunde,
Wie du kurz bist! — Wie du mir entflatterst,
Wie du, lieber Traum, mir rasch entschwindest,
Süsser Traum von meiner gold'nem Kätie!

VI.

IHRE HEMDCHEN.

Zwölf seidene Hemdchen hat meine goldene Kätie. —
Gelb ist eines,
Ein anderes rot,
Eines gar violett;
Das vierte schwarz
Und das fünfte mauve,
Aber das sechste ist himmelblau.
Creme ist ein andres,
Ein andres olive,
Rosa das neunte wohl,
Das zehnte ist grün wie der Nixen Kleid;
Orangen leuchtet das elfte mir,
Aber das zwölftje ist weiss.
Zwölf liebe Hemdchen hat meine goldene Kätie.
Und ein anderes trägt sie in jeder Nacht,
Und jede Nacht

Schimmert die weisse, glänzende Haut
In neuen zitternden Tönen.
— Und die Kätie spricht:
„Nun sag' mir, Freund,
Ist's das rote wohl,
Das du leiden magst?
Ist's das Nixenhemd,
Ist's das schwarze gar?“
— Doch ich weiss es nicht —
Und ich lach' und sprech':
„s ist das gelbe heut',
Das ich leiden mag,
Und das weisse bald
Und das schwarze bald
Und das rosa die andere Nacht.
— Doch am schönsten glänzt deine weisse Haut,
Wenn der Haare gleissendes Zauber gold
Auf die Schulter fällt,
Auf die Brust dir fällt,
Wenn der Rücken sich hüllt,
Und die Hüfte sich hüllt
In goldene Seidenlocken!
O, all' deine Hemdchen mag ich wohl,
Doch das schönste, das wunderbar schönste ist
Dein goldenes Lockenhemdchen!“

VII.

Eh' ich diesen Morgen mich von Kätie
Trennte, sprach sie: „Höre, willst du haben,
Dass ich heute meine Thüre öffne,
Wenn du klopfst und ‚Kätie, Kätie‘ rufst,
Dass ich heute deine Lippen küsse,
Dass ich heute Nacht an deiner Seite
Schlafe und um deinen Hals die Arme
Schlinge, Hans, — — musst du am Morgen
An dem Schreibtisch sitzen, auch den Mittag,
Auch den Abend — und musst Lieder dichten,
Hübsche Lieder für die gold'ne Kätie!

— — — — —
Gold'ne Kätie, ich wollt', du wärst meine Mutter.
In dem Künstlerhause am lieben, falschen Rhein
Steht auf schwerem Teppich ein alter Sessel,
G'rad' am Kamine —.
Und in dem Sessel sitzt du;
Vor dir kniee ich — —
Was sollen diese grundlosen Thränen?
Aber in die Dämmerung leuchtet dein müdes Auge —
Und versteht meine Thränen.
— Die fliessen langsam über die blauen Adern
Deiner Hände,
Wie ein Sehnen nach unendlichem Frieden:
Meine Thränen — —
O gold'ne Kätie, ich wollte, du wärst meine Mutter!
— — — — —
Gold'ne Kätie, ich wollte, du wärest mein Kind.
Wo aus dem blauen Léman die blaue Rhone rauscht,
Auf der kleinen Insel, wo Rousseau träumte,
Wo uralte Ulmen des Himmels strahlendes Blau ver-
Und die lachende Nachmittagssonne, [decken
Halt ich mein Kind auf dem Schoss.
Und mein kleines Mädchen horcht auf das Rauschen
Und das Rauschen der Ulmenblätter [der Rhone
Und auf meine schmeichelnde Stimme,
Die rauschende Märchen erzählt — —
O goldene Kätie, ich wollte, du wärest mein Kind!
— — — — —
Gold'ne Katie, ich wollte, du wärest mein Weib
Über Ravello liegt der Mond, der allmächtige Mond:
Da leuchtet die Saracenenstadt
Und die Wolken leuchten
Und die Berge
Und das tiefe, italische Meer.
Wir treten heraus aus unserm Palast
Auf den hohen Balkon
Und wir schau'n all' die gewaltige
Geheimnisvolle Pracht — —

Dein Arm löst sich aus meinem
Und legt sich mir auf die Schulter,
Aber tief aus der Brust
Dringt dir das Wort:
„Ich liebe dich!“ — —
O goldene Kätie, ich wollte, du wärest mein Weib!

Gold'ne Kätie, du bist meine Herrin.
Meine Mutter bist du,
Die diese grundlosen Thränen
Versteht;
Bist mein artig Kind,
Reitest auf meinem Knie
Und lauschest meinen rauschenden Träumen,
Bist mein stolzes Weib,
Das all' seinen Stolz
Und den Leib und die Seele
Mir giebt mit dem einen Worte:
„Ich liebe dich!“
O goldene Kätie, du bist meine liebe Herrin!

Hanns Heinz Ewers.



MEIN ANTINOUS.

Eine Erinnerung.

Sag' mir, du Lieber, was habe ich dir gethan, dass du dich von mir wendest? Nicht vermag ich zu begreifen die Wandlung deiner Gedanken!

War es denn zu viel des Glückes, was du mir botest? War ich nicht würdig des Übermasses deiner lodernden Liebe? —

Wie ich auch sinne, ich kann es nicht fassen! Nur das Eine weiss ich und fühle ich, ach, so schmerzlich: Du bist mir verloren, dahin für alle Ewigkeit.

Verloren? — Nur einen Besitz kann man verlieren — und ich habe dich besessen! Ja, das ist jetzt mein einziger Trost. — Dieses Bewusstsein und die beseligende Erinnerung an jene, mir unvergessliche, kurze Zeit höchsten Glücks vermag mir niemand zu rauben. Selbst du nicht, so gern du jetzt wohl auslöschen möchtest den verzehrenden Brand, welchen du — in frevelndem Übermute — in meiner Brust entfachtest.

So lass' mich denn schwelgen in der Erinnerung! — Wie war's nur? — Richtig! Ganz profan begann es. — Bei einer alten, dir verwandten Dame sah ich dein Bild, von dir selbst angefertigt, eine herzlich schlechte Amateur-Photographie. Wie haben wir darüber gelacht! — Aber unser Lachen war doch ein grundverschiedenes. Deine alte Tante lachte über das misslungene Bild und über den kleinen, dummen Schulpuppen, den es darstellen sollte und der sich vermass, den Herren Beruf-photographen ins Handwerk zu pfuschen; ich aber lachte freudig über die reizende Naivität, welche mir aus dem mangelhaften,

aber immerhin noch deutlichen Abzug deines süßen Kinder-
gesichts entgegenleuchtete.

Da standst du, mit verschränkten Armen, den Rücken gegen
den Kachelofen gelehnt, dir so in schlauer Weise einen hellen
Hintergrund herstellend! Daneben das primitive Waschtischchen
mit dem vom Nagel herunter hängenden Handtuch. Da sah ich dein
kleines Pensionsstübchen so recht lebendig vor mir. Mir war's, als
ob dein Odem mir von dem Bildchen entgegen duftete, und wenn
ich mich nicht vor der alten Dame geniert hätte — wer weiss,
ob ich nicht meine Lippen auf dein Konterfei gedrückt!?

Ich erfuhr deine Adresse und schrieb an dich mit einer
albernen Ausrede. Da auch ich Amateur-Photograph, fragte
ich an, ob dein kleines Bild, welches ich zufällig gesehen, bei
Tages- oder bei Blitzlicht aufgenommen sei? Was ich bezweckte,
erreichte ich. Du antwortetest freundlich, lieb und kindlich und
gabst mir Gelegenheit, dir wieder und immer wieder zu schreiben.
Wir tauschten selbstgefertigte Photographieen miteinander aus.
Bald besass ich auch dein Ofen-Bildchen mit deiner eigenen
Unterschrift. Wie ein Heiligtum barg ich es in meiner Brust-
tasche und verstohlen betrachtete ich oft deine lieben Züge.
Brieflich wurden wir Freunde, brieflich wuchs meine Liebe zu
dir, aus dessen Zeilen mir etwas seelisch Verwandtes voll
sehnender Leidenschaft zu sprechen schien. Längst schon ver-
band uns das trauliche „du“, als ich die schüchterne Frage an
dich richtete, ob du nicht Lust hättest, mich, den alten, närrischen
Freund, nun einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen? Wie
gern wollte ich dich besuchen, die kleine Reise zu dir unter-
nehmen! — Deine Antwort übertraf meine kühnsten Erwartungen!
Du kämst selbst, schriebst du mir. Mit deiner Mutter solltest
du an einem Sonntage bei hiesigen Verwandten zusammentreffen;
wenn es mir recht sei, würdest du aber schon heimlich am Sonn-
abend nachmittags hier eintreffen und bis zum anderen Tage
mein Gast sein. — Ob es mir recht war!? — Aufjauchzen hätte
ich mögen ob des unermesslichen Glückes! — —

Klopfenden Herzens erwartete ich das Eintreffen deines
Zuges, in banger Sorge, mein Anblick könne dich enttäuschen.
Ach, ich bin mir wohl noch niemals so hässlich vorgekommen,
wie in jenem Augenblick! — Wie thöricht war meine Besorgnis!

Flüchtigen Fusses entsprangst du dem Koupee und eilstest mit
schelmischem Lächeln und ausgestreckten Armen mir freudig
entgegen, als ob du mich schon jahrelang gekannt hättest! Fast
verlegen drückte ich deine Hände und blickte dir — einige Be-
grüssungsphrasen stammelnd — in die tiefblauen Märchenaugen.
Da stand er ja vor mir, der liebe Junge, schöner und herrlicher,
als ich ihn mir im Geiste vorgestellt!

Bewundernd klang es von meinen Lippen: „Antinous!“ —
Du hattest das mehr gedachte, als gesprochene Wort dennoch
vernommen, und verständnisvoll neckend hiesest du mich:
„Deinen Hadrian.“ —

Als ich an deiner Seite im offenen Wagen sass, wunderte
ich mich nur darüber, dass sich die Vorübergehenden nicht vor
deiner Schönheit beugten. — In meiner Wohnung angelangt,
wagte ich, dir zum Willkommen nur die Stirn zu küssen. Du
aber botst mir keck die rosigen, leicht gewölbten Lippen und
zogst mich ungestüm an deine Brust. Da übermannte auch mich
die so lang' zurückgedämmte Leidenschaft, und lange und heiss
presste sich Mund an Mund und lechzende Lippen fanden sich
zu glühendem Kusse. —

Golden strahlte die Sonne ins Gemach, dein blondes Haupt
gleichsam mit einem Heiligenschein umgebend, und verklärten
Antlitzes hob ich endlich meinen Blick zum Himmel empor, dem
Höchsten, der mich so unendlich beglückt, durch ein stilles Ge-
lübde aus tiefster Seele innig zu danken.

Hoch halten wollte ich dich bis ans Ende meines Lebens,
heilig solltest du mir sein als ein, mir vom Himmel gesandter,
guter Engel! Für dich nur allein wollte ich fortan leben und
streben. Meine Erfolge sollten die deinen sein, jeder Besitz ge-
hören dir, meiner Muse, meinem Ideal, meinem Alles! — — —

Wie schnell verrannen uns die Stunden! —

Um dein liebes Bild recht fest zu halten, photographierte ich
dich in aller Hast gleich viermal; zweimal im Freien und zweimal
im Zimmer, en face, Profil — von allen Seiten! Geduldig hieltest
du still, lächelnd über den Eifer des wütenden Amateurs.

Den Abend verbrachten wir im Theater. Man gab eine
kindische Operette voll toller Liebesträumerei — das Passendste
für unsere Stimmung! Während die sinnlichen Melodien sich

uns ins Ohr schmeichelten, fanden sich unsere Hände zu verständnisvollem Druck. Wie gut, dass der Zuschauerraum verdunkelt war! — Weil ich dich für ein kleines Naschkätzchen hielt, hatte ich dir allerhand Zuckerzeug zugesteckt, und obwohl ich selbst sonst kein Freund von derartigen Süßigkeiten, bereitete es mir doch ein himmlisches Vergnügen, mich von dir damit im Dunkeln in verliebter Weise füttern zu lassen. Jedes Pralinee brachte mir ja Grüsse von deinen Lippen. — Später, nach dem Souper, variierten wir das verliebte Spiel: wir rauchten uns gegenseitig die Cigaretten an und sandten uns so „indirekte Küsse“, wie du mir flüsternd — damit es die übrigen Gäste nicht bemerken sollten — erklärttest!

Ach, ich glaube, die Gäste haben nur zu viel bemerkt! — Spät kamen wir nach Hause. Der roten Ampel matter Schimmer erleuchtete das Schlafgemach. Aufgedeckt, mit frischem Linnen überzogen, stand mein Bett für dich bereit — — —

Für mich hatte ich — heuchlerischer Weise — ein anderes Lager herrichten lassen. Ungeniert, nach echter Bubenart, entkleidetest du dich und botst mir so einen Anblick, der mir das Blut schneller pulsieren, mein Herz höher klopfen machte. Ach, wie schön warst du nun, wo die neidische Hülle von dir gefallen! Dieser schlanke Jünglingskörper mit seinen weichen Formen, und dennoch — welches Ebenmass der herrlichen Glieder! — Bewundernd sank ich vor dir nieder, überwältigt von der Majestät deiner Schönheit, beugte ich vor dir mein Knie.

Errötend ob der Huldigung, zogst du mich mit lieben Worten zu dir empor, streicheltest mir die erhitzten Wangen, die fieberglühende Stirn, und fragtest dann scherzend, ob ich dich nicht auch noch so, wie du jetzt vor mir ständest, photographieren möchte? Das war eine Idee! Ernsthaft nahm ich sie auf. Dein scheinbarer Widerstand war leicht gebrochen. Wenige Minuten später blitzte das Magnesium-Pulver auf, meinen Antinous für eine Sekunde tageshell beleuchtend. — Um den Dampf der Blitzlampe hinauszulassen, öffnete ich ein Fenster; du warst schnell ins Bett geschlüpft und hastest die Decken fest über dich zusammengezogen. Als ich mich deinem Lager näherte, um dir einen Gutenachtkuss auf die Lippen zu drücken, zogst du mich zu dir auf den Bettrand nieder. So leichten Kaufes — meintest

du lachend — käme ich nicht davon; du wärst begierig zu erfahren, ob die Aufnahmen auch gut ausgefallen und ich ein talentvoller Photograph sei? — Was blieb mir weiter übrig, als deinen Wunsch zu erfüllen? Ein kleines Tischchen rückte ich vor dein Bett, stellte die Dunkelkammerlampe und die Schalen mit den Chemikalien darauf, setzte mich nieder zu dir und begann nun — mitten in der Nacht — die Platten zu entwickeln! — Du hastest dich ein wenig aufgerichtet, deinen entblößten Arm um meinen Nacken geschlungen und sahst eifrig meiner Arbeit zu. Sobald die erste Platte zu deiner Zufriedenheit aus dem Fixierbade kam, erhielt ich von dir „zur Belohnung“ — wie du sagtest — einen Kuss. Ach, wie beeilte ich mich mit den übrigen Platten! — Endlich war auch die letzte, die Blitzlicht-Aufnahme an der Reihe. Langsam kamen im Entwickler deine vollen Formen zum Vorschein, und als sie nach und nach immer deutlicher wurden, wandtest du verschämt dein holdes Haupt zur Seite; ich aber beugte mich, in seliger Vorahnung kommenden Glückes, über dich und forderte ungestüm die verheissene Belohnung. —

Die photographischen Arbeiten waren beendet. Ich machte Miene, mein improvisiertes Lager aufzusuchen. Ungleibig lächelnd sahst du mich an. Da war es vorbei mit meiner Komödie. Schnell warf ich die Kleider von mir, schlüpfte zu dir ins Bett und hielt dich umschlungen in höchster Wonne, in göttlichster Lust! — — — — —

Längst war die Ampel erloschen, und durch die Fenstervorhänge stahl sich neugierig das Licht des jungen Tages.

Leise erhab ich mich, den schönen Schläfer an meiner Seite nicht zu stören. Ein glückliches Lächeln umspielte deine Lippen — — — Was du wohl träumtest? — Schnell vollendete ich meine Toilette, schob die Gardine zurück und liess das volle Tageslicht ins Zimmer fluten. Wie eine Gnadenonne strahlte es auf mich hernieder und bestärkte mich in dem Glauben, der Himmel freue sich meines Glückes und habe endlich mein jahrelang vergebliches heisses Flehen in überreichem Masse erhört. — Da warst du erwacht und nanntest meinen Namen. — Wie schön mein Name doch klang! Früher hatte er mir nie so gefallen wollen. —

Nun gab es erst einen „Gutenmorgenkuss“ und die neckischen Liebeständeleien begannen aufs neue, aber endlich verschlossest du doch ganz energisch deinen Mund, presstest die Hand auf die lachenden Lippen und begannst, dich aus einem entzückenden, splitterfasernackten Antinous wieder in einen modernen Gymnasiasten umzuwandeln.

Jetzt schlug die Trennungsstunde. Es war ja Sonntag vormittags, und deine strengen Verwandten erwarteten dich, während, du kämst direkt von der Bahn zu ihnen. — Im Wagen geleitete ich dich bis in die Nähe ihrer Wohnung.

Denkst du noch der Schwüre, die wir getauscht? Meinen Ring hatte ich dir auf den Finger gesteckt und gelobt: ohne Ende, wie der Ring, ist meine Liebe zu dir! — Leuchtenden Auges gelobtest du dasselbe. Noch ein einziger, langer, heißer Kuss und ich fuhr wieder allein meinem Hause zu. —

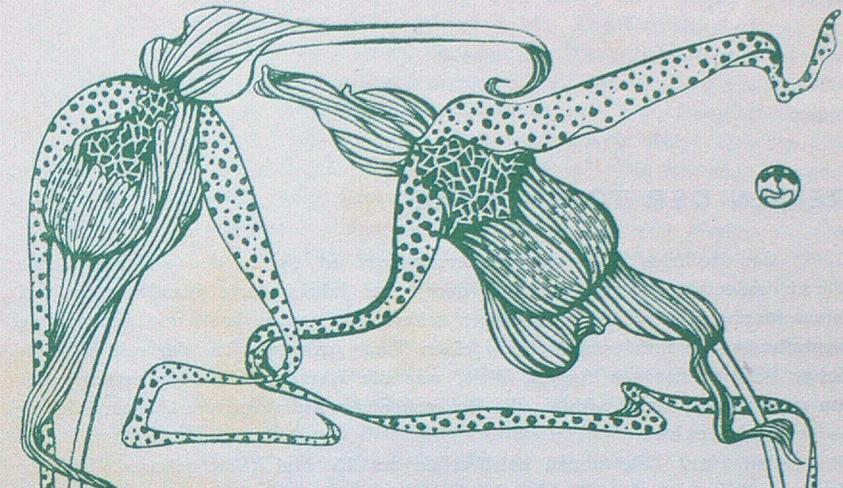
Den ganzen Sonntag verbrachte ich einsam in stiller Be- schaulichkeit. Nicht entweichen wollte ich die Erinnerung an die vorangegangenen unvergesslich schönen Stunden. An dich denkend, dir glaubend und vertrauend, schlummerte ich — im Gebet für dich — spät abends ein. —

Oh, dass dem Schlummer ein Erwachen folgte! — Der andere Tag brachte mir ein Schreiben von dir. Du sandtest mir meinen Ring zurück, da deine Eltern dir nicht erlaubten, „Geschenke“ von „Fremden“ anzunehmen. Dann folgten noch einige andere Sätze — — — Was sie enthielten, ich weiß es nicht! Es klang mir alles, wie in einer fremden, mir unverständlichen Sprache. Nur das Eine begriff ich: mein kurzer Traum von Liebe und Glück war dahin, für immer dahin! —

Man hatte meine heiligsten Gefühle dir gegenüber als verbrecherische Triebe hingestellt, und du — armes Kind — noch ganz unter dem Einfluss der modernen Barbaren, hast ihnen geglaubt und den Freund verraten.

Verziehen habe ich dir von ganzem Herzen, denn du weisst nicht, was du mir gethan, aber heilen wird nimmer die Wunde, die du mir geschlagen, und bluten wird sie stets aufs neue, wenn meine thränenfeuchten Blicke sich senken auf jenes Bild, angefertigt in der seligsten Nacht meines Lebens.

Paul R. Lehnhard.



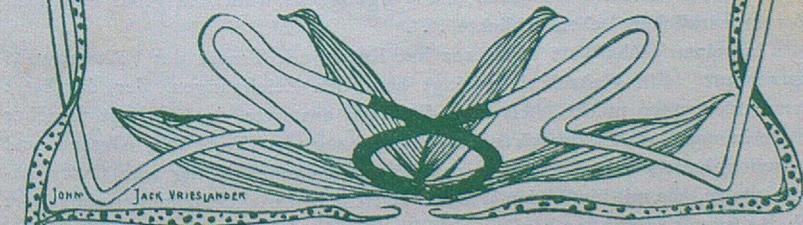
Waldfrei.

Ebereschenbeeren leuchten,
Lachen wie Korallen rot,
Und ich nippe Deine Lippen,
Küss trotz Strafe und Verbot!

Erlenhecken uns umdachen,
Plätschernd springt der Bach vorbei,
Murmelt neckend was von Liebe —
Und ich küss Dich: eins, zwei, drei!

Du mein grosser, wilder Junge,
Bist mein Sonnenglanz und Ruhm,
Holder Stern in meinen Nächten,
Wegziel dem Zigeunertum!

Adolf Brand.



REIGEN DER TOTENTÄNZE.

II.

Von Holbeins Totentanz weiterzuspüren zu einem, der gleichfalls eine That bedeutet, muss unser Geist durch drei Jahrhunderte wandern, um bei einem Manne Halt zu machen, dessen scharfe Auffassungskraft und gedrungene Gestaltungsgabe ihm ermöglichten, einen Tanz zu entwerfen, der mit unheimlicher Schärfe das vor Augen führt, was die Herzen vieler Hunderttausender am gewaltigsten durchwühlte: die Schrecken der Märztage von Achtundvierzig — Alfred Rethel.

Auf Haus Diepenbend bei Aachen am 15. Mai 1816 geboren, kam er dreizehnjährig auf die Düsseldorfer Kunstakademie. Studierte dann in Frankfurt a. M. bei Philipp Veit weiter die Malerei und ging gegen 1844 nach Rom. Das Jahr 48 trieb ihn nach Dresden, wo er sich ein schönes Mädchen, Marie Grahl, zur Frau nahm. Aber einen kurzen Winter durfte er nur sein Eheglück geniessen. Da erlosch sein loderflammendes Genie und eine düstere, graue, schwere Nacht zog herauf. — Am 1. Dezember 1859 stand man in Düsseldorf in einer Heilanstalt an der Bahre eines geistig verfallenen Leibes, einer wesenlosen Hülle . . . Die Seele Rethels hatte lange ihren Frieden in der mittagsbeglänzten Ruhmeshalle der Ewigkeit gefunden.

Vor kurzem las ich in den Monatsheften von Velhagen und Klasing Notizen über den Anfang der Bekanntschaft Rethels mit seinem späteren jungen Weibe. Sie selbst, die jetzt eine betagte Frau ist, hat die Zeilen niedergeschrieben. Zum erstenmal erfuhr sie den Namen Rethel, als der Vater nach Hause kam, auf dem Salonflügel sechs Blätter ausbreitete, die soeben im Buchhandel erschienen waren und ungeheures Aufsehen erregt hatten: „Auch ein Totentanz; erfunden und gezeichnet von Alfred Rethel.“ Da heisst es an der betreffenden Tagebuchstelle: „. . . rief uns alle zusammen (der Vater), zeigte und erklärte das Werk, und so unvergesslich ist mir dieser Eindruck geblieben, dass ich ihn heute nach vierzig Jahren noch immer lebendig im Herzen trage. Ich hörte den Namen Rethel zum ersten Mal, aber es kam wie eine Offenbarung über mich, als ich diese Gestalten und Vorgänge so wahr, so gross und doch voll vom wirklichen Leben erblickte . . .“

In seinen sechs Blatt Totentanz hat Rethel alle Tragik des Volkskrawalls ausgeschöpft. Ein Wehschrei entringt sich den Zeichnungen, der das Herz zusammenkrampfen macht. Als man den Tanz anstarnte, da kam erst mancher zur Besinnung, welch zerstörenden Triumphzug der Tod über Gassen und Strassen gehalten hatte. Viele waren diesem kalkenen König zum Opfer gefallen, vielen, die mit klaffenden Wunden zwischen Barrikadentrümmern ungehört nach Rettung schrieen, sass seine eiskalte Knochenhand an der Gurgel . . .

Das erste Blatt zeigt uns, wie der Tod einem alten Grabe entsteigt, dessen Kreuz zersplittert zur Seite geworfen ist. Die Gerechtigkeit ist geknebelt; die List hat ihr das Schwert, die Lüge die Waage gestohlen. Wie zur Brautfahrt der Bräutigam, wird zum Siegeszuge der Sensenmann gerüstet. Die Tollheit führt ihm ein schnaubendes Schlachtross zu. Frau Blutgier schleppt ihm die Waffe — eine Sense — heran. Jungfer Eitelkeit stülpt ihm den Hut auf den Schädel. Nun hinein in das Menschenland! Die blutende Morgensonne eines werdenden reifen Erntetages steigt über die Erde . . . Hufgetrappel dröhnt über kiesknirschende Wege. — Immer näher — immer näher . . . Die Leute auf dem Felde ergreift eine bange Unruhe; sie fliehen in die Stadt. Siegesgewiss sitzt Er im Sattel und steuert seinem Ziele zu; so zeigt ihn uns das zweite Bild. Beim dritten sehen wir den Tod vor der Thorschenke inmitten wüster Saufgesellen. In der Hand die Waage; auf der linken Schale eine Krone, auf der rechten einen alten Pfeifenstiel. Beides gilt gleich. Dass Er freilich die Wage nicht beim Ring, sondern am Zünglein fasst, merken die Trunkenen nicht. Nur eine alte Blinde schleicht fort: sie fühlt, dass sich Unheimliches vorbereitet . . . Die Revolution ist im Gange. Auf dem Marktplatz staut sich das Volk. „Freiheit! — Gleichheit! — Hoch die Republik! — Zum Rathaus! —“ tost und braust es durcheinander. Von einer Tribüne, die schnell zusammengezimmert ist, schleudert Er aufreizende Worte in die Menge. Sein Schwert reisst er aus dem Gürtel — dasselbe Schwert, welches die List der Gerechtigkeit entwendet hat — und reicht es in die tobende Masse. Das Volk: „Du Volk! dies Schwert ist dein!“ — soll sich zum blutigen Richter machen. Im Rücken des Todes marschieren Soldaten auf — der nächste Augenblick muss eine entscheidende Wendung bringen. Was das vierte Bild andeutet, zeigt das fünfte Bild in furchtbarer Gegenständlichkeit. Der Kampf wütet, Kartätschen fliegen und Steine sausen. Mit wahnsinnigem Mute kämpft jeder an seinem Platze, aber die schreckliche Wahrheit wird allen von Minute zu Minute klarer: ihr Führer, der lüstern auf den Barrikaden die Freiheitsfahne schwenkt, ist — der Tod. Herzzerrend ist der Anblick, den das letzte Blatt bietet: ausgebrannte Häuserruinen, rauchende Thüren- und Tonnentrümmer, zerrissene und entstellte Menschenleiber. Hoch zu Ross hält der Sieger, der Tod, Umzug durch die weinende Stadt. Flitter und Tand hat er von sich geworfen. Er ist nur Tod — der Tod.

Dieses Totentanzdrama, welches Rethel geschaffen hat, ist in der knappen Form der Darstellung, in der gedrungenen Entwicklung und der konsequenten Durchführung und vor allem in ästhetischer Hinsicht ein Meisterwerk. Auch in technischer Beziehung. Geschnitten wurden die Zeichnungen im akademischen Atelier für Holzschnidekunst zu Dresden unter Leitung von Professor H. Bürkner. Der intimste Freund Rethels, Robert Reinick (Maler und Dichter), hat die Bilder mit „erläuternden“ Versen versehen, bei dem Abfassen er wohl hauptsächlich das „Populärwerden“ der Blätter im Auge hatte. Manchmal erinnern die Reime zu lebhaft an Honigkuchenlyrik. — Vor kurzem hat die Verlagsanstalt B. Elischer Nachflg. (Bruno Winckler) in Leipzig die zwölfe Auflage herausgebracht. Es wäre entschieden ratsam gewesen, dass man den gereimten Text fortgelassen hätte. Heute nach fünfzig Jahren können wir das Kunstwerk ohne „Er-

läuterungen“ geniessen. — Noch zwei weitere das Totenthema berührende Bilder hat Rethel auf den Holzstock gezeichnet: „Der Tod als Freund“, „Der Tod als Erwürger“. Beide Blätter haben keine Verbreitung gefunden. —

Etwa um 1861 liess die E. A. Fleischmannsche Buchhandlung in München einen „Totentanz in Bildern und Sprüchen vom Grafen Franz von Poccii“ erscheinen, der eigentlich mehr als ein zahmes Tänzchen bezeichnet werden muss. Denn den meisten seiner zwölf Darstellungen haftet ein spießbürgerlicher Zug an — von den Versen zu schweigen, die in unverdaulicher Philistrosität getreulich berichten, was die Bilder dem Beschauer längst gesagt haben sollten, ehe sich derselbe an die Lektüre des Textes begiebt. In der Strichgebung der Zeichnungen beweist Poccii keine überzeugende Grösse; er bringt meistens das Landschaftliche, in welches er die Acteure der einzelnen Tafeln hineinsetzt, treffender zum Ausdruck als diese selbst; so z. B. im letzten Blatt, in welchem die sonnige Ruhe des Kirchhofgartens hübsch zum Ausdruck gebracht ist, während die Gestalt des Schauflers verfehlt erscheint.

Eine Ausnahme verdienen zwei Darstellungen, derenwegen ich auf diesen Tanz eingegangen bin. Die eine zeigt Kraft und Treffsicherheit in der Komposition, die andere besitzt Geist. Beide seien skizziert:

I. Über dem Schlachtfelde brütet der schwere Dunst, welcher den ausgetobten Kampf anzeigen. Leichen über Leichen. Im Hintergrunde brennende Burgen. Das Ganze beherrscht als Mittelpunkt der Landsknecht Tod, welcher verwege sein Siegesbanner durch die blutrünstige Luft reisst. — Eine Holbeinart ohne Nachahmerbeigeschmack tritt uns aus diesem Bilde entgegen. —

II. Ein Leichenwagen. Vorn drauf als Kutscher — der Tod. Den hinteren Teil des Gefährtes hält ein zur Feierlichkeit des Momentes stark kontrastierender Gesell besetzt: ein SchellenNarr, der lustig die Bestimmungen der Menschen studiert, nach denen ein Begräbnis mit äusserem Glanz und daran zu schliessendem Leichenmahl zu begehen sei. —

Vier Blätter, die gegen 1868 entstanden sind, glaube ich nicht übergehen zu können, weil doch auch in ihnen der Name ihres Schöpfers respektiert werden muss: W. v. Kaulbach.

Die erste Komposition zeigt den Papst, an dessen Thür der Tod als Narr und ein zweiter als Priester verkleidet pochen; in der zweiten drückt er im Kirchenkleid Napoleons I. Sohn die römische Krone aufs Haupt; die dritte Tafel zeigt eine beschwingte Todesgestalt, die je einen Vertreter der protestantischen und katholischen Religion mit den Schädeln hart gegeneinander prallt; in der letzten endlich nimmt Er Humboldt den Kosmos vom Rücken und deutet auf die letzte Ruhestätte.

Ich will mir nicht versagen, das Urteil eines Zeitgenossen Kaulbachs, J. E. Wessely, hierherzusetzen, weil es mir nach Art der Fassung nicht unbeeinflusst zu sein scheint:

„Alle vier Kompositionen sind gänzlich verfehlt; sie haschen in ihrer äusseren Form nach klassischer Vollendung und bieten in ihrem Inhalt nichts als unverständene, unmotivierte Karikatur. Einen Witz (das sollen wohl die vier Blätter sein?) kann man füglich nicht logisch zergliedern und so wollen wir lieber mit Stillschweigen darüber hinweggehen.“

Wir jedoch wollen bei einem fünften Blatte noch kurze Zeit verweilen, da es ursprünglich als erstes entworfen war, der Öffentlichkeit aber nicht übergeben worden ist. In einer „Gartenlaube“ vom Jahre 1868 fand ich das Interview eines Mitarbeiters dieser Zeitschrift mit Kaulbach:

Der Berichterstatter beschreibt die Stimmung draussen auf den Gassen als trübe und stürmisch. Im Atelier des Akademiedirektors ist's nicht besser. Soeben hat Kaulbach die Nachricht vom Tode seines Meisters Cornelius erhalten. Er selbst fühlt sich alt und matt. In bitterer Wehmut kommen ihm die Worte auf die Lippen: „Es will Abend werden . . . memento mori . . .“ Und da verfällt der Meister auf den Gedanken, seinem Besuch Entwürfe zu einem neuen Totentanze zu zeigen. — Er stellt den ersten Karton auf die Staffelei:

Napoleon sitzt vor einer Erdkugel — vor seiner Erdkugel — vor der Welt. Sie gehört ihm ganz. Das Spiel erscheint ihm abgeschmackt. Nun ist sie sein, die er so lange ersehnt, für die er alles — alles — alles drangesetzt: die Macht, die Welt. Er hat sie — ist ihr Herr. Notwendig muss sich etwas ändern. Stillstand kann dieser Mann keinen Augenblick dulden. Er ist auf der letzten Höhe des Lebens angelangt. Ein Vordringen ist unmöglich. Da krallt sich eine grässliche Phantasmagorie um seine Gedanken: der Globus verwandelt sich in einen Schädel. Und wie ein Blitzlicht flammt's grell vor des Kaisers Augen auf: das muss der Schluss sein — muss es sein . . .

Diese knappe Charakteristik eines Kaulbachschen Entwurfes mag genügen, um zu zeigen, dass der Geist, der diesen Blättern überhaupt innewohnt, kein so unerquicklicher und fader ist, wie Herr Wessely seinen Lesern glauben machen wollte. Haben die Zeichnungen auch einen Stich ins Polemische — ihrer innerlichen Tiefe schadet das keineswegs.

Wir durcheinander wieder mit kurzen flüchtigen Unterbrechungen eine Flucht von Jahren seit Rethel, in der nichts für uns vorzüglich Nennenswertes zu Tage gefördert wurde. — Wohl erschienen hie und da Bücher ohne litterarischen Wert, die von den Verfassern als „moderne Totentänze“ bezeichnet werden. Es handelt sich jedoch nicht um gemalte; man lässt Romane, Novellen, Skizzen unter diesen Titeln umgehen.

Da bricht aus dem Dunkel des Stillstandes eine Sonne hervor, deren Garbenfülle von goldenen Strahlen unserm Boden neue Säfte zuführt, so dass sich eine Vegetation entwickelt, wie sie herrlicher keines Menschen Auge je zuvor geschaut hatte . . .

Am 18. Februar 1857 wurde in Leipzig einem begüterten Fabrikbesitzer ein Kindchen geboren, das sich in nichts von anderen Neugeborenen unterschied, als dadurch, dass es Max Klinger getauft wurde. Gemach wurde aus dem Säugling ein Knabe, und der trieb unter Leitung seines kunstinnigen Vaters, der selbst unter schweren inneren Opfern auf den Künstlerberuf verzichtet hatte, die ersten Zeichenversuche. Dieselben wurden eifrig gefördert, und endlich war der angehende Maler so weit, als siebzehnjähriger Jünger seinem heissensten Herzenswunsche Genüge thun zu dürfen — zu Gussow nach Karlsruhe zu gehen. Zwei Jahre blieb er dort und versuchte, sich den Naturalismus des Meisters zu eignen zu machen, und kam nach dieser Zeit nach Berlin.

Mählich entstanden gegen vierzig Handzeichnungen, unter denen für uns die Blätter: Der Tod bei dem Gefangenen, Der Tod als Pflasterer — letzteres wurde später radiert — s. w. u. — von besonderem Interesse sind. Ende der siebziger Jahre schuf er sein erstes geschlossenes Werk „Die radierten Skizzen“ (Opus I), in welchem er im sterbenden Wanderer das Motiv vom ewigen unergründlichen Tode anklingen lässt. In einer felsigen Einöde entsinkt jenem der Speer; wirr taumelt der Kopf zurück, und schon lauert ein Geier auf Beute. —

Des Jünglings Kraft wuchs — sein inneres Auge schärfe sich — und in steigender Linie verfeinerte sich die Ausdrucksfähigkeit seines Griffels. Werke folgten Werken. Immer umfassender gestaltete sich die Schöpferkraft dieses Menschen. Ins Titaneske hat sie sich bis heutigen Tages gesteigert. Fast allen Dichtungen, so müssen wir seine Cyklen bezeichnen, hat er das Monumentalproblem des Todes eingewoben. Aber nur mit denen, in welchen der Tod als persönliche Gewalt versinnbildlicht wurde, können wir in flüchtige Verbindung treten, um nicht unsren Rahmen der „Reigen“ zu überschreiten. Ausschliesslich in ureigenen neuen Gewändern, in denen der Zeitenschnitt des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts festgehalten wurde, hat er seine gigantischen Gedanken über das finstere minierende Wühlen des Todes an der Menschheit jetzigen Geschlechtern vor die Seele geführt und wird sie kommenden als ein Riesenmal unseres Seins hinterlassen.

Amor, Tod und Jenseits heisst das Schlussblatt der „Intermezzis“, welche 1879 entworfen und im Jahre 1880 als Opus IV radiert wurden. Keine aller Klingserschen Gaben hat bei Gegnern und Freunden so viel Kopfschütteln hervorgerufen, als gerade dies Blatt. Freilich, nicht einem seiner anderen Musenkinden hat der Leipziger Meister ein so unverständliches Kleid angezogen, als dieser Radierung. Da ist ein Teich; an ihm entlang eine schlängelnde Pappelallee. In die unfreundliche Landschaft galoppiert lustig Amor auf einem wunderlichen Gefährt hinein. Vorn hockt er auf einem velocipedartigen Rade, dessen Schweif ein Sarg bildet, der auf vier hölzernen Füssen über Stock und Stein stolpert. Im Rücken Amors, unbemerkt von ihm, sitzt ein abgemagerter bärtiger Greis — der Tod und schwingt, mit heulendem Schrei sein bretternes Ross anspronnend, die Hippe. — Diesem seltsamen Zug rast ein seltsamer hinterdrein. Man schaut einen Stierkopf, über dem die fast zernebelte Gestalt eines Reiters kaum sichtbar ist, dessen zerschlissene Mantelenden in allerlei Hände und verzerzte Gesichte auslaufen. Den Kopf dieses befremdenden Reitersmannes umschwirren — Gänsekiele. Man hat über den Gedankeninhalt des Blattes hin- und hergerechtfertigt. Festzustehen scheint, dass der Künstler die Nebenbuhlerschaft Amors und des Todes im Siegeslauf um die Erde zu symbolisieren versucht hat. Im „Jenseits“ die Gänsekiele dahin auslegen zu wollen, dass über den Gegenstand schon masslos viel Tinte verspritzt worden sei, erscheint mir gewagt —??

Der Tod als Pflasterer ist im Cyklus „Eva und die Zukunft“ (Opus III), welcher 1880 geschaffen wurde, das sechste Blatt. In einem Bergpass unter hochaufragendem Kreuze ist der Tod bei der Arbeit, an einem endlosen Bretterzaun, über dem eine Hand gebieterisch ausgestreckt ist, Menschen-

schädel mit seiner Ramme in den Erdboden zu stampfen. Er thut nur seine Pflicht und achtet nicht der flehenden Rufe und bittenden Armbewegungen. So geht es Schritt für Schritt vorwärts — immer — — immer vorwärts — mit ewiger, selbst die Zeit überdauernder Kraft . . .

1887 wurde der Radiercyklus „Eine Liebe“ (Opus X) vollendet. Es ist das hohe Lied der frommen — freien Liebe. Ein tragischer Lebenssang auf das liebende Weib. Wie unendlich fein hat es Klinger verstanden, in das glutenheisse Gefühlsverlangen des Menschen den Eisestropfen des Todes zu mischen. Nirgend ist ein Werk zarter komponiert, ein Intermezzo treffender eingefügt worden, wie das Blatt Adam und Eva und Tod und Teufel in „Eine Liebe“. — Nachdem das Liebespaar in reiner, hoher, keuscher Weinacht am Kelch des Überglückes nippen durfte, steigt das Gespenst der — Sünde aus seinem finstern Schlund hervor . . . Da liegen die nackten leuchtenden Menschenkörper Adams und Evas auf der Erde, und grinsend deutet der Tod, dieser lederne Greis, auf das Weib. Sie — sie muss das Martyrium des kurzen Rausches eines Höhenglückes auf sich laden. „Triumph!! — Triumph! . . .“ gellt der Teufel und schwingt die Urkunde der verlorenen Seelen. „Sie gehört mir — mir ganz allein — — nach dir!“ — — Doch der Mensch ist nur Mensch. — Er wälzt hässliche Gedanken von sich. — Geht von neuem hinein in das Traumland. — Berauscht sich an den Blüten des Frühlings — schlürft den betäubenden Duft schwüler Sommerhaine in sich auf. — — — Es wird Herbst — und die Blätter fallen — und die Früchte — reifen . . . Die Träume erstarren im Gepolter realer Wirklichkeit. — Ausgestreckt liegt der wellige Körper des Weibes auf der Bahre, und ein Marmorantlitz fühlt der verstörte Mann an seiner Wange . . . An der Leiche aber steht die Wochenfrau: Tod! mit dem Kindlein im Arm und dröhnt dem Verwirrten zu: „Mach's kurz! — — Noch trägt der Abgesang jeder wurzel- und erdenechten Liebe die Kapitelüberschrift:

Tod . . .

Wir sahen, in mehreren früheren Werken drängte sich Klinger das Thema vom Tode auf. Aber immer gewaltsam eindämmend, lässt er es nicht zu schrankenloser Entfaltung kommen. Der nicht ausgelöste Ideengehalt häuft sich in ihm an, wie die Elektrizität in der Sammelbatterie, die dann, wenn ihr der Entladung zu nahe kommt, alle komprimierte Kraft auf einmal abgibt. So tritt das Leben — das krasse Leben von draussen — auf der Strasse — mit seinen Kontrasten — dem Putz, dem Schmutz, an sein gährendes Menschenherz. Die Folge dieser Berührung ist die Blätterreihe „Vom Tode I“, welche 1889 des Künstlers Atelier verlässt. — Nicht der friedliche, ruhige, natürliche, sanfte ist es, der ihn reizt — am gewaltsamen, brutalen, tragischen will er die Spitze seiner Nadel prüfen. Keine Vorstellung ist ihm zu phantasiegewaltig, keine erhaben treffend genug, um seinem Zwecke dienstbar zu sein. In kurzen Umrissen sei versucht, den Hauptinhalt der einzelnen Stiche zu bestimmen:

Tiefe Nacht (1). Ein herrlicher Park, in den ein zittriges falbes Mondlicht hineinstrahlt. Friedlos sitzt der Künstler selbst zwischen den Büschen und starrt auf eine silbrige schlanke Lilie, die traumverloren im Halbdunkel den feinnervigen Blütenkörper dehnt. Da ist es ihm, als zögern bunte Bilder

der Vergangenheit an ihm vorüber . . . vom Vater — dem Mutterchen — der Geliebten . . . erschreckt hält er inne — — da kommt der Eine auf ihn zu — der Eine — der Eine — — der Keiner ist . . .

In einer fürchterlichen Lage befinden sich die Seeleute (2) auf einem Riff; denn nur mit Mühe gerettet, harrt ihrer hier ein schreckliches Loos — eine Riesenschildkröte macht Jagd auf sie. Verzweifelt springen sie von einem Fels zum andern; doch Rettung wird ihnen das nicht bringen. Eine Leiste unterhalb dieses Stiches zeigt den Gedankengang, der im Hirn jener Geängstigten vor sich gehen mag. Da ist ein Affenmensch, dem aus allen Poren grelle Flammen lodern, in die Meister Hein seine Opfer hineinführt.

Das schlichteste Blatt, aber doch von erschütternder Wirkung, ist das Meer (3), in welches ein Schiff erbarmungslos hinabgezerrt wird. Der Magnet, welcher dies Furchtbare bewirkt, ist in der Umrahmung dargestellt — der Meeresgrund.

Friedlich ging die alte Botenfrau schon seit Jahrzehnten, ihre Gänge im andern Dorf zu verrichten, die Chaussee (4) hinunter. Das Wetter war gut — das Wetter war schlecht — immer, immer fand sie ihre Strasse. An einem Gewittertage ereilte sie ihr Verhängnis in Gestalt eines Blitzstrahles. Im Fluge hatte der Unüberwindliche mit seinem spitzen Fingerknöchel ihre Stirn getroffen.

Eine grabstille Kirchhofsruhe ist über das nächste Blatt (5) gebreitet. Auf einer Bank ist die Mutter eingeschlafen. Leise hatte sie den regelmässigen Pulsschlag des nahen Wassers, das auf dem Kies zerrann, gehört — dann entfernt — — entfernt — — — schliesslich nichts mehr . . . Als ob die Natur eine Pause mache, war's . . . Da kam ein nimmermüder Wanderer. Ihm gefiel das rosige Kindergesichtchen, das aus dem Wagen hervorlugte, so sehr, dass er das Kleine mit sich nahm . . .

Am Fusse seines Thrones liegt mit verglasten Augen der durch politischen Verrat vergiftete Herodes (6). Das Spitzbübische des Königsmordes ist mit unerbittlicher Wahrheit zum Ausdruck gebracht worden in den Feiglingen, welche im Hintergrunde die Wirkung des Giftes beobachten.

In einer Felsenlandschaft liegt ein Gerippe auf den Schienen (7), das den heransausenden Eilzug zum Entgleisen bringen wird. Die Einfassung füllen Eisenschienensplitter aus, um welche sich eine Schlange ringelt, und Galgen gesichte, vielleicht derer, die das zu erwartende Unglück angestiftet haben.*)

Ferdinand Max Kurth.

*) Im nächsten Heft folgt eine weitere Veröffentlichung.

D. H.



OTTO SEITZ

ÜBERSCHWEMMUNG.

ZU FERD. MAX KURTH: REIGEN DER TOTENTÄNZE.

PAQUITAS TOD

von Joaquin Miller — verdeutscht von Peter Hille.

Joaquin — oder eigentlich vom bürgerlich frei empfindenden Vater „Cincinnatus“ und von der deutschen, Heine verehrenden Mutter „Heine“ genannt — also Cincinnatus Heine Miller geht nun an die Sechzig.

Mit vierzehn Jahren ward das Mazedonien der väterlichen Farm diesem neuenglischen Alexander zu eng und er abenteuerte hinaus wie vor ihm so mancher Ritter der Sagen und Vorwelt. Er ward Goldgräber; dann von seinem fünfzehnten Jahre an lebte er längere Zeit unter den unzivilisierten, will sagen unverdorbenen Madoc-Indianern, deren weisser blonder Häuptling er war.

Beim heimlichen Beschaffen von Wasser, von der Vigilanz aufgegriffen, ward er verhaftet, indes durch ein Indianermädchen Paquita und einen jungen Krieger befreit. Später war er auf gut amerikanisch allerlei, so Kommissionär für die Goldgräber, Richter in den Minen, mit einem Kodex, einem Webster und zwei Revolvern, dann sogar Oberrichter in New-York.

Berühmt geworden durch mehrere nun wieder vergessene Gedichtsammlungen und Prosadarstellungen, liess er sich in London einen Winter hindurch als Löwen feiern.

Nun soll er wieder Goldgräber in Alaska sein.

Von seinen Sachen steht am lebensunmittelbarsten einzig da: „Amony the Modocs“. Die Sprache darin ist wie die weitenmächtige, unbegrenzt grossartige Natur seiner Heimat Kalifornien. Und so ist auch sein Leben und seine Art: wildschön, voll grosser Bewegung.

Endlich!

Wie ausser mir falle ich auf den Boden nieder und küssse die Erde, der ich wiedergegeben; dann berühren meine Lippen Paquita, ihre Hände, ihr Gewand, nurmehr ihre Gegenwart, kaum ihre Gestalt. Und nun werfe ich dem blauen Himmel, dem leuchtenden Monde Kusshände zu, bis Paquita den Freiheitstrunkenen mahnend ansieht.

So schwach bin ich, auf das Pferd muss man mich heben.

Nun geht's von dannen.

Wir ritten wie die Furien.

Bald brach der graue Schaum der Dämmerung, die Brandung des Lichtes im Osten herauf und lebhafter ging die Morgenluft.

Noch einmal wandte ich mein Gesicht über die Schulter und schleuderte meinen Fluch auf die Stadt, die mir so feindlich gewesen.

Und er traf ein, dieser Fluch.

Die grossen Männer sind fort, nur Chinesen und Neger schleichen durch die Strassen, in denen die Fledermäuse nisten. Die Stadt von zwanzig Jahren sieht aus, als habe sie die Be- rührung von Jahrhunderten gefühlt.

Wir ritten den ganzen Tag auf unseren unermüdlich schnellen Pferden. Gegen Abend erreichten wir den Pit River. Dieser Fluss war die Grenze. Ihn hinter sich, war man aus aller Gefahr.

Schon sahen wir vor uns die Furt. Da tauchte zwischen ihr und uns ein blauer Trupp auf. Der Indianer feuerte und traf den Obersten. Dann sprengten wir drei mit gewaltigem Satz in die schäumenden Wasser.

Wir sind noch dicht unter den Soldaten. Da die Büchsen in dieser Nähe nicht mehr trugen, so griff die Miliz zu den Pistolen.

Wir tauchen schleunig unter, und nun werden die Pistolen aufs Wasser gehalten: es erfolgt Salve auf Salve.

Um Luft zu holen, tauche ich bisweilen auf und bin beruhigt, wenn ich wie ein nasses Gefieder die schwarzen Schöpfe sehe und die ölichen Schultern meiner Begleiter wieder erscheinen.

Und wieder tauch' ich empor, o weh, der Indianer blutet und ringt mit dem Tode. Er sinkt, das Wasser trägt ihn nicht mehr, seine Arme haben aufgehört, es zu teilen.

Und immer wieder die Salven, hundert Schüsse auf einmal. Und noch immer sind wir nicht aus deren Bereich!

Auch mein Pferd ist getroffen, es will nicht weiter.

Zitternd und blutend steht es bis an die Brust in der Strömung, nahe am Ufer. Da halt ich darauf zu und ziehe mich an dem starken Ried hinan.

Es ist still geworden, das rohe Gelächter hat aufgehört. Die Soldaten haben sich weggegeben, unbekümmert um das, was sie ausgerichtet. Der tiefe blaue Fluss — als sei nichts geschehen. Leise, langsam stahl ich mich das Ufer entlang. Ich fühlte ein

Verlassensein, das neu und furchtbar war in seiner ehrfurchtgebietenden Erhabenheit.

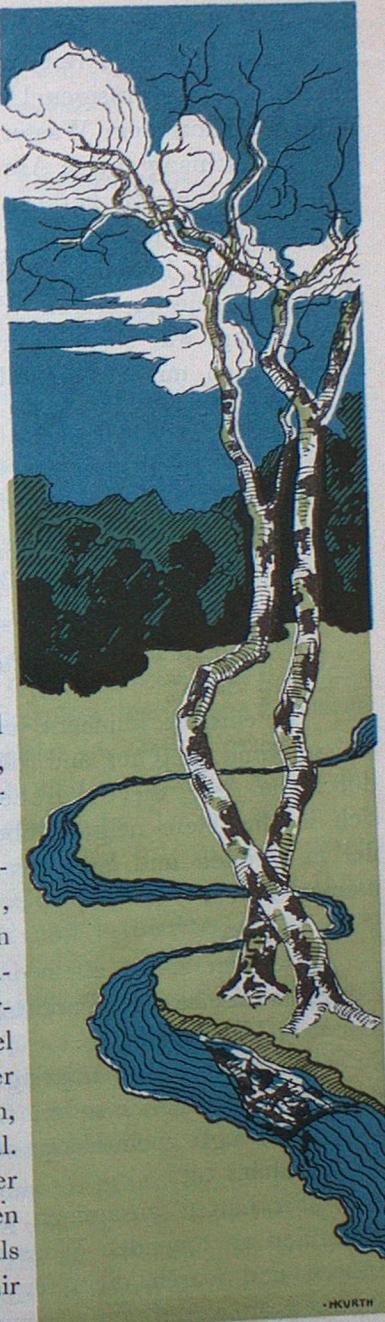
Die Klippen über dem Flusse hingen in Basaltsäulen wohl tausend Fuss hoch über meinem Haupte; nur ein schmaler, kleiner Grasstreif, Schilf und Weiden, nickend, tauchend, tropfend im schnellen starken Strom. Nicht ein Vogel flog hinüber, keine Heuschrecke zirpte hervor aus dem langen Grase.

„Ach, was für ein Ende ist dieses!“ sagte ich und sass nieder in Verzweiflung. Meine Augen waren auf den Fluss gerichtet. Auf und nieder die andere Seite, überallhin spähete ich mit Indianeraugen nach einem Zeichen von Leben: sei's Feind oder Freund.

Nichts als das Murmeln und Gurgeln des Wassers, das Nicken, Tauchen, Tröpfeln des Schilfes, der Weiden und Erlen.

Wenn die Erde eine feierliche, einsamere Stelle kennt, schauriger als die Ufer eines starken tiefen Flusses, der bei hereinbrechender Nacht durch einen Bergwald rauscht, wo sogar die Vögel vergessen haben zu singen oder der Laubfrosch aus dem Grase zu rufen, so weiss ich nicht, wo das sein soll.

Ich stahl mich weiter die Ufer hinan, da fast zu meinen Füssen erhob sich ein kleines Gesicht, als stiege es aus dem Wasser zu mir empor.



Blut floss ihr vom Munde, und sie konnte nicht sprechen. Ihre blosen Arme waren ausgestreckt, und ihre Hände hielten sich am grasigen Ufer, aber sie hatten nicht die Stärke, ihren Leib aus dem Wasser zu ziehen.

Ich schlang meine Arme um sie, zog sie mit jäher, ausserordentlicher Kraft heraus und lehnte sie an einen warmen trockenen Felsen.

Da sass ich, das sterbende Mädchen in meinen Armen. Sie blutete aus mehreren Wunden. Schon da ich sie aus dem Wasser zog, war sie über und über mit Blut bedeckt. Blut verzweigte sich mit Wasser über einem warmen Leib in Bächen und Säumen.

Paquita?

Keine Antwort!

Die Verlassenheit, die Einsamkeit steigerte sich zum Unerträglichen. In fremdem Widerhall kam meine Stimme von den Basaltwänden zurück; das war alle Antwort, die ich jemals hatte.

Das Indianermädchen lag tot in meinen Armen.

Blut an meinen Händen, Blut an meinen Kleidern, Blut an Gras und Stein!

Die einsame Julinacht war weich und wärmlich. Der grosse weisse Mond ging auf und rollte den Himmel entlang und rieselte durch die Äste, die da droben von den Klippen aufstiegen und sich in die Tiefe neigten über die Abgründe, und sein Schein fiel in Streifen und Spangen über das Antlitz und die Gestalt meiner Toten.

Paquita!

Auf einmal so allein in der furchtbaren Gegenwart des Todes, wandelte mich Furcht an. Herz und Seele spannten sich mir zum Unerträglichen.

Ich hätte wohl aufspringen mögen und fliehen. Aber wohin denn hätte ich fliehen sollen, wär' ich auch bei Kräften gewesen?

Ich beugte mein Haupt und suchte mein Antlitz zu bergen.

Paquita tot!

Wir hatten zusammen gehungert und hatten beisammen gestanden an tönenenden Wasserfällen und hatten Forsten durchmessen und waren die Ufer der Flüsse entlang gestreift, von Kindheit an waren wir zusammen aufgewachsen.

Nun aber war sie hingegangen, hatte ihn allein gekreuzt, den dunklen Fluss des Geheimnisses, und mich verlassen, den Rest meiner Reise mit Fremden freundlos zu vollenden.

Paquita!

Wir hatten die grosse Sonne kommen sehen, wenn das Licht wie Schaum über dem Osten heraufbrach, landen wie einen mächtigen Schiffahrer vom glühenden Gipfel des Shoste; Hand in Hand hatten wir gelauscht, wie des Tages mächtiger Fürst kam mit gehobenem Schwert und Schild, um Besitz zu ergreifen vom Reiche der Finsternis.

Dann hatten wir ihn beobachtet in der Dämmerung, wie er seine Scharen aufstellte für den letzten grossen Kampf mit den Schatten, die wie kleine böse Geister durch die Wälder krochen, und hatten der grossen Schlacht mit angewohnt, die er wie der rote Mann kämpfte, um seines alten Besitzes willen.

Dann war er gefallen, und die ganze Schneespitze war rot geworden von seinem Blute.

Nun nie wieder.

Paquita, das Kind der Natur, der Sonnenstrahl des Waldes, der Stern, der so wenig des Lichtes gesehen, war nun in Finsternis gehüllt. Paquita lag kalt und lebenslos in meinen Armen.

Diese Nacht ward mein Leben weit und weiter, bis es berührte und in sich aufnahm die Gestade des Todes.

Zärtlich legte ich sie nieder und ging von dannen. Froh, nur etwas zu thun zu finden, sammelte ich zermürbtes Holz, gefallene Äste, trockenes, totes Schilf und errichtete davon einen Brandstoss.

Ich schlug Feuersteine gegeneinander und zündete den Stapel an, und als der Schaum des Lichtes im Osten wieder heraufbrach, da erhob ich sie vom Boden und legte sie zärtlich nieder, brachte ihr Antlitz zur Ruhe und fügte ihre kleinen Hände kreuzweis über ihre Brust zusammen.

Nun zündete ich das Gras, das Gestrüpp in der Nähe an. So erhielt das Feuer einen Halt und sprang und lachte und krachte und streckte sich, wie um zu grüssen die feierlichen Äste, die sich da droben von den Klippen herniederbeugten und hin- und hergingen, als neigten sie sich und sucht ein

Grab. Ich sammelte weisse Steine und legte einen Kreis um die Asche.

Wie hoch und voll schon das Gras ist, das nun über ihrer Asche wächst. Die Steine haben sich gesetzt und sind tiefer und tiefer gesunken, des Mädchens aber ist nicht vergessen.

In der Nacht traf ich im Lager ein. Eine alte Frau brachte mir Wasser.

Da sie mich allein sah, ohne die beiden Begleiter:

„Uti Paquita? Uti Olale? Wo ist Paquita, wo ist das Mädchen?“

Ich wies mit meinem Daumen zur Erde.

Das Lager war voll Jammers, nichts als Unheil und Niedergagen, seit ich fortgewesen, den ganzen Sommer lang. Und doch fanden sie noch Trauer in ihrer Seele für Paquita und den tapferen, jungen Krieger, meine Befreier, und stiegen auf den Hügel unter den Fichten und erfüllten die Wälder mit Klagen.

Um Mitternacht begannen die Weiber die Totenklage.

Was für eine Klage, was für eine Nacht!

Da ist kein Laut so herzbrechend und so kläglich wie diese lange kummervolle Klage.

Oft klingt sie wild, laut, ungestüm und heftig, und euer Herz sinkt, ihr gedenkt eurer eigenen Toten und beklagt mit ihnen des Menschen gemeinsames Los.

Dann wird eure Seele weit und ihr geht mit ihnen ans Gestade des dunkeln Wassers, dort zu weilen mit den Abgeschiedenen und einer der ihnen zu sein im grossen geheimnisvollen Schatten des Todes, und zu fühlen, wie wenig Unterschied da ist im Weh der Menschenkinder.



Traurige

Herbstnachtgeschichte.

Von allen Zweigen
Tropft Nacht,
Und Schleier neigen
Sich sacht . . .

Rotblümlein färben
Sich weiss —
Erschauern u. sterben
Im Eis

Die Morgensonne
Bescheint
Verblichene Wonne
Und weint . . .

Ferdinand Max Kurth.

Max Klinger.

Gestern ging ich durch
Blumenwiesen
Und mir träumte von
Paradiesen.

Drinnen sah ich nackte
Schönheiten
Durch sonnenblendende
Felder gleiten,
Und um Alles schwamm
ein Klang
Wie von weichem Sirenen-
gesang . . .
Und die Landschaft war
mehr ein Duft —
Aber der roch doch nach
Erdenluft,

Und ich dachte: hier bist
Du nicht weit
Von der göttlichen
Menschlichkeit.

Ferdinand Max Kurth.

-HURTH-

Der Kampf ums Recht im Falle Sternberg.

Wie in Frankreich die Freunde und Anhänger des Hauptmanns Dreyfus, wie in Holland die Verfechter der Sache Hogerhuis, so rufen auch in Deutschland, seit langen Jahren schon, in drei Fällen eine Reihe tapferer Männer nach Recht und Gerechtigkeit: in den Fällen Zieten, Brozeit und Sternberg.

Seltsam, wie sich in einem solchen Kampfe Männer zusammenfinden, die auf so ganz verschiedenem Boden stehen, Männer, die sonst die Lebensanschauungen und Weltanschauungen ihrer Waffenbrüder aufs heftigste bekämpfen! Da steht Cornély vom royalistischen „Figaro“ und Francis de Présensé vom konservativen „Temps“ neben den revolutionären Sozialisten Jaurès, Viviani, Gérault-Richard, da findet sich der ultraradikale Georges Clémenceau mit den behäbigsten Bourgeois, wie Me. Démange, Scheurer-Kestner und Bernard Lazare, zusammen, da kämpft der begeisterte Anhänger der Armee, Oberst Picquart, neben deren grössten Schmäher, Urbain Gohier. In Holland ficht für die Brüder Hogerhuis Domela Nieuwenhuis, der protestantische Prediger, der vom Sozialismus zum Anarchismus gelangte, und neben ihm der Ultramontane von schwärzester Farbe, Dr. Kuyper. Im Falle Zieten aber sahen wir mit dem Anarchisten Dr. Landauer den grossen Ethiker Oberstleutnant v. Egidy Hand in Hand gehen, im Falle Brozeit den Freisinnigen Otto v. Mauderode den Kampf führen und hier bei Dr. Sternberg finden sich als Mitkämpfer mit den starrkonservativen Herren v. Oertzen von der „Kreuzzeitung“ und v. Forell der Christlichsoziale Stöcker* und der Freidenker Adolf Brand zusammen; kämpfen an der Seite mit konser-

* Stöcker ist der einzige Reichstagsabgeordnete, der sich der Sache Sternbergs annahm und sich Herrn Brand gegenüber brieflich bereit erklärte, die Angelegenheit im Reichstage zur Sprache bringen zu wollen.

vativen Blättern freisinnige und demokratische, wie die „Tilsiter Allgemeine Zeitung“ und die „Berliner Volkszeitung“.

Der Fall Dreyfus ist aufgerollt, der französische Generalstab wird in Rennes die Antwort erhalten, die ihm gebührt und die mit der glänzenden Freisprechung des Märtyrers von der Teufelsinsel in eine Verurteilung des schmählichen Treibens der Generale ausklingen wird. A. Zieten aber und die drei Brüder Hogerhuis sitzen nach wie vor im Zuchthaus und werden dort voraussichtlich ihr Leben beschliessen, wenn nicht ein Gnadenakt des Kaisers oder der jungen Königin Wilhelmine ihren Leiden ein Ende macht. Was nutzt es, dass weitaus der grösste Teil der deutschen und niederländischen Nation von ihrer Unschuld fest überzeugt ist? Und ebenso wie dort warten auch Dr. Brozeit und Dr. Sternberg immer noch vergebens auf ihr Recht, nach einem nun bald 10- und mehrjährigen Kampfe.

Aber so viel Ähnlichkeit die Rechtsangelegenheit des Dr. Brozeit in Tilsit — der auch wegen angeblicher Geisteskrankheit entmündigt worden ist, obwohl alle Welt ihn für völlig gesund und für einen bedeutenden Arzt erklärt — und die des Dr. Sternberg in Charlottenburg miteinander haben, so grundverschieden ist die letztere von dem Falle Zieten.

Das in vollster Öffentlichkeit geführte Strafverfahren gegen Albert Zieten nahm einen offenbar ordnungsmässigen Verlauf. Er war des Mordes angeklagt, begangen an seiner Frau. Viele hielten ihn der Unthat fähig. Das Belastungsmaterial schien erschöpfend, Unregelmässigkeiten völlig ausgeschlossen. Keiner der Zeugen, die dagegen Zweifel hegten, trat mit seinen wichtigen Bedenken offen hervor, um seinen Beobachtungen Geltung zu verschaffen. Nichts sprach für, alles gegen Zieten. Ein Schwur-(Volks-)gericht, das sich sonst doch der meisten Sympathieen erfreut, erkannte auf „schuldig“, obwohl er unausgesetzt seine Unschuld beteuerte. Der gelehrt Gerichtshof fand keinen Anlass, dieses auf vollständig gesetzlicher Grundlage beruhende Urteil zu kassieren — was ja sofort in seiner Macht gestanden hätte. Und die seit Jahren gesammelten Entlastungsgründe beruhen alle mehr oder minder auf Vermutungen, geistreichen Kombinationen u. s. w., machen einen Justizirrtum auch sehr wahrscheinlich, aber nicht beweisbar. —

Wie ganz anders liegt die Sache im Falle Sternberg!

Kein öffentliches Verfahren, sondern ein geheimes. Kein Volks-Gericht, dem noch gelehrte Richter als Kontrolle zur Seite stehen, sondern Beschlussfassung durch einen einzelnen Richter, dessen Urteil und Willkür alles anheimgegeben ist: Leben und Tod als Bürger, Ehre und Freiheit, die Existenz des Betroffenen und seiner ganzen Familie! Gar einem jungen Assessor, der nur Hilfsrichter war, der seine praktische Qualifikation noch zu erweisen hatte; keinem erprobten Manne, der jeder Beeinflussung unzugänglich ist.

Kein kriminelles Vergehen Dr. Sternbergs, sondern ein persönliches Renkontre desselben mit dem damaligen Justizminister von Schelling, dessen Einzelheiten im Jahre 1890 wie folgt verliefen:*

Dr. Sternberg war damals Vorstandsmitglied des „Männerbundes zur Bekämpfung der Unsittlichkeit“. In dieser Eigenschaft wurden ihm von polizeilicher Seite Anzeigen über den Justizminister und dessen sexuelle Beziehungen gemacht. Sternberg, mochte er nun diesen Anschuldigungen Glauben schenken oder nicht, hielt es für das beste, in durchaus loyaler Weise den Justizminister von dieser Angelegenheit brieflich in Kenntnis zu setzen. Er erhielt darauf von v. Schelling, eine Antwort, in der dieser ihn um seinen Besuch bat, wofür er „sehr dankbar“ sein würde. Dr. Sternberg lehnte das Ansinnen ab, legte aber im selben Briefe dem Justizminister nahe, gegen die Verleumder Strafverfahren einleiten zu lassen, und sagte ihm zugleich die Überlassung des Materials zu.

Daraufhin wurde der Stabsarzt Dr. Sternberg, wie schon bemerkt, von einem jungen Assessor des Amtsgerichts Charlottenburg entmündigt.

Also keine Schuldig-Erklärung auf Grund strafbarer Handlungen, die bei mangelnder Einsicht die Massnahme der Entmündigung vielleicht gerechtfertigt hätten; sondern im persönlichen Interesse des Justizministers v. Schelling eine bürgerliche Entrechtung wegen angeblicher Geistesstörung, die Dr. Sternberg

* Ich erzähle dies „Renkontre“ nach der Version Dr. Sternbergs, füge aber hinzu, dass dieser Version selbst von gegnerischer Seite niemals öffentlich entgegengetreten worden ist und überhaupt eine andere Version nirgends bekannt wurde.

angeblich verhindern soll, seinen bürgerlichen und beruflichen Pflichten in jeder Weise nachzukommen — eine Fähigkeit, deren Besitz er aber in der That trotz der ihm amtlich anerkannten Geisteskrankheit bis heute vollauf erwiesen hat, zumal sein gerichtlich bestellter Vertreter, der Kaufmann G. Riebow, x mal den Behörden erklärte, dass er nur ein Scheinamt bekleide — und über deren Vorhanden- oder Nichtvorhandensein jeder verständige Mensch zu einem ehrlichen Urteile gelangen kann, wozu also nicht erst gelehrte Richter oder Psychiater notwendig sind.

Es genügt im gesetzlichen Sinne auch keineswegs ein sogenanntes sachverständiges Urteil, nicht die psychiatrische Beurachtung einzelner Abweichungen von dem geistigen Normalbilde des Menschen, das nirgendwo existiert — ja, nicht einmal die Attestierung schwerer psychischer Störungen, wie sie das Auftreten von „Halluzinationen“ einbegreifen (der Appellationsgerichtshof in Hamburg hat einen darauf fassenden Entmündigungsantrag unter gleichzeitiger Feststellung der Vertragsfähigkeit des Kranken einfach zurückgewiesen!), sondern es ist zu einem solchen Entmündigungsbeschluss noch die vorangegangene persönliche Vernehmung des angeblich Geistesgestörten durch den zuständigen Richter gesetzlich vorgesehen, damit letzterer sich selber davon überzeuge, ob bereits ein so bedenklicher pathologischer Zustand vorliegt, dass eine Vertragsfähigkeit in dem oben angedeuteten Sinne in der That ausgeschlossen ist.

Nur dann ist das Einschreiten des Staates berechtigt, dann nur der Beschluss auf Entmündigung gesetzlich!

Der junge Richter entzog sich aber direkt der Verpflichtung, Dr. Sternberg zu vernehmen und sich selber ein Urteil zu bilden. Er stützte seinen Beschluss ausschliesslich auf meineidige Gutachter, denen Rittmeister von Örtzen in öffentlicher Gerichtsverhandlung später unwidersprochen unter seinem Eide vorwerfen durfte, dass sie sich in ihren Attesten „krasser Entstellungen der Wahrheit“ schuldig gemacht hätten. — Offenbar aber handelte der Assessor unter dem Einflusse von Schellings, der ihn durch den Staatsanwalt zur Beschleunigung des Verfahrens auffordern liess — eine Thatsache, die nicht aus der Welt geschafft werden kann, weil sie aktenmäßig feststeht! Hätte er sich nicht auf diese

falschen Gutachten stützen wollen, dann hätte ihn die unterlassene persönliche Vernehmung des Dr. Sternberg ebenso rasch von der Unrichtigkeit dieser Atteste überzeugt, wie Herrn von Örtzen und das Preussische Herrenhaus, dessen Referent, Freiherr von Durant, schon im Jahre 1892 auf Grund des damals vorliegenden Materials die Erklärung abgab, dass die Beurteilung der Gutachter falsch sein müsse. Ja, er verbürgte sich sogar persönlich für Dr. Sternberg, und was noch bedeutsamer ist: das Herrenhaus ermannte sich im Jahre 1893 zu der Überweisung des gesamten Materials an die Regierung, behufs sofortiger Einleitung gesetzgeberischer Reformen auf diesem Gebiete.

Die Unregelmässigkeiten dieses merkwürdigen Prozesses wurden bereits im Jahre 1895 von dem Rechtsanwalte Eppstein in einer Veröffentlichung in der „Sozialreform“ scharf kritisiert, wobei allerdings dieser Jurist überwiegend das Verhalten der Psychiater aufs Korn nahm und diese in unglaublicher Weise geisselte, ohne der Justiz allzu nahe zu treten. Während aber damals Eppstein eines einzigen Ausdruckes wegen („moralisch verwerfliche Mittel“) sich als Mann seines Standes ruhig bestrafen liess, weil der schäumende See sein Opfer haben wollte, sind die horrendesten Beschuldigungen der heutigen Verteidiger Sternbergs unverfolgt geblieben.

Als Zeuge herangezogen, musste der Justizminister von Schelling in dem Prozesse 1895/96 selber zugeben, dass er sich von Dr. Sternberg beleidigt gefühlt und er anstatt zum Strafantrage zum Entmündigungsverfahren seine Zuflucht genommen habe. Ausserdem gab Schelling damals zu, dem Dr. Sternberg durch einen Vermittler die Zurücknahme der Anfechtungsklage, die das gesetzliche Rechtsmittel gegen den falschen Entmündigungsbeschluss darstellte, dringend empfohlen und dafür zu dem Wiederaufnahmeverfahren geraten zu haben, wobei er die Wiederaufhebung der Entmündigung ohne Beibringung eines Gesundheitszeugnisses auf blosses polizeiliches Führungsattest hin in sichere Aussicht gestellt hatte. — Und wie sehr sich die Regierung ihrer Schuld bewusst ist, geht schon aus der unwidersprochen gebliebenen Äusserung der Delegierten des preussischen Justizministeriums zur Reform der Civilprozessordnung hervor, in der die Angelegenheit Dr. Sternberg als die

„partie honteuse preussischer Justiz“ bezeichnet wird — eine Marke, die an Deutlichkeit wahrlich nichts zu wünschen übrig lässt!

Aber es kam zum Anfechtungsprozess, für den das Eine charakteristisch ist, dass man dem klagenden Dr. Sternberg die Qualität als Prozesspartei erst von dem Momente an aberkannte, als man sah, dass derselbe die Entstehungsgeschichte und letzten Gründe des früheren Verfahrens, also das vorhin gezeichnete persönliche Renkontre mit dem Justizminister v. Schelling, voll zur Geltung bringen wollte — ein Verhalten, das man gleichfalls in der Berufungsinstanz zu üben für gut befand. Das Reichsgericht kassierte zwar auf Grund dieses horrenden Verfahrens die Gerichtsurteile, hinderte aber nicht, dass die Gerichte die neue Verhandlung dadurch zu Boden schlugen, dass sie unter spitzfindigen Vorwänden die Bestellung eines neuen gesetzlich zustehenden Prozessanwaltes versagten, wodurch glücklich ein Versäumnisurteil zu stande gebracht wurde. Nur durch dieses erst wurde der durch meineidige Gutachten zu stande gekommene Entmündigungs - Beschluss des Charlottenburger Amtsgerichts formales Recht.

Dass dieses formale Recht aber in Wirklichkeit grausamstes Unrecht ist, beweisen die vielen Zeugen und Gutachten, worunter nur das des Direktors der psychiatrischen Klinik Prof. Dr. Arndt zu Greifswald und allein drei Gutachten eines anderen bedeutenden Psychiaters, des Professor Dr. Eulenburg zu Berlin, hier besonders erwähnt seien, die insgesamt zu dem von keiner Seite anfechtbaren Resultate kommen, dass Dr. Sternberg im Sinne des Gesetzes vollständig geistig gesund ist — womit die Unrechtmässigkeit der Entmündigung auch von psychiatrischer Seite genügend erhärtet wäre. —

Sternberg ist nicht geisteskrank und war es nie gewesen. Die Entmündigung ist zu Unrecht erkannt.

Hierum dreht sich der Kampf, der naturgemäß in seinem Beginne nur einige wenige Menschen interessierte, nach und nach aber das Interesse weitester Kreise auf sich gelenkt hat. In demselben Masse wuchs die Heftigkeit des Streites: während im Anfange Dr. Sternberg nur sachlich die von ihm haranguierten Behörden angriff, greifen er und seine Freunde heute die höchsten

Behörden Preussens und des Reiches in einer Weise öffentlich an, wie sie bisher unerhört gewesen ist. Und das Seltsame dabei ist — alle diese schlimmen Vorwürfe nehmen die höchsten Beamten, die sonst bei jeder kleinsten Beleidigung sofort mit dem Strafrichter bei der Hand sind, ohne eine Miene zu verzieren, mit einer Seelenruhe an, die geradezu verblüffend ist. — Was ist der Grund davon?

— Einer der Ersten, die sich des Falles Sternberg annahmen, war der konservative Politiker Rittmeister d. L. v. Oertzen, der in der „Kreuzzeitung“ für Dr. Sternberg eintrat. Schon wegen eines Artikels in dieser Zeitung vom Jahre 1891 wurde er vom Justizminister v. Schelling unter Anklage gestellt, doch wurde diese nach Verlauf fast eines Jahres wieder fallen gelassen. v. Oertzen war es, der im Jahre 1893 den Fall Sternberg vor das Herrenhaus brachte. In einem Briefe, den er (am 16. Mai 1893) in dieser Angelegenheit an den Frh. v. Durant, den Berichterstatter der Petitionskommission des Herrenhauses, schrieb, macht er dem Justizminister v. Schelling ganz offen den Vorwurf der Unterschlagung* und fügt hinzu, dass, wenn der Kaiser einmal von solchen Zuständen in der Justiz erfahren würde, „er mit dem gründlichen Kehraus nicht bei Heinze & Co., sondern bei Schelling & Co. anfangen würde“. Die Zustände in der Justiz bezeichnet v. Oertzen als „himmelschreiend gefährlich und demoralisierend“, ja er nennt solche Entmündigungsprozeduren (wie die des Dr. Sternberg) geradezu „teuflisch“! Ich denke, an Deutlichkeit lässt schon dieser Reiteroffizier nichts zu wünschen übrig, und doch ist diese Sprache noch sanft zu nennen gegen diejenige, die heute die Freunde Sternbergs führen.

Der Hauptmann a. D. v. Forell und der gerichtliche Vertreter des Stabsarztes, Kaufmann G. Riebow, waren es, die den Kampf für den Entmündigten fortsetzten. Zusammen mit diesem

* Dieser Brief wurde verschiedentlich veröffentlicht, unter anderm in dem Blatte des Oberstleutnants v. Egidy „Versöhnung“ (Juli 1897). Es ist nicht bekannt geworden, dass v. Schelling gegen v. Oertzen irgendwie vorgegangen wäre, er hat im Gegenteil den Vorwurf der Unterschlagung ruhig eingesteckt. — v. Egidy bringt übrigens diesen Brief mit einer sehr bezeichneten Einleitung, in der er v. Oertzen in jeder Weise sekundiert.

machten sie Eingaben über Eingaben an den Reichstag, an das preussische Abgeordnetenhaus, an den Justizminister u. s. w., aus denen ich nur einige Proben anführen will. So heisst es in der Petition an den Reichstag vom 20. Januar 1898 unter anderm:

„Darnach handelt es sich um den eklatantesten Fall bürgerlicher Entrechtung im persönlichen Interesse des früheren Justizministers v. Schelling und zu gunsten belasteter Justizbeamten, welche seit Jahren von den Strafbehörden mittels nachweislicher Wahrheits- und Aktenwidrigkeiten gedeckt werden.“

In demselben Jahre (1898) gab Dr. Sternberg eine Broschüre „Klassenjustiz und Entmündigungs unfug“ heraus, die eine Reihe der Petitionen und Eingaben zum Abdruck bringt, in ihrem Hauptteile aber Ausführungen des Verfassers enthält, die in keiner Weise ein Blatt vor den Mund nehmen. Auch auf diese, jetzt schon in dritter Auflage erschienene Broschüre geschah — nichts.

Um nun den Behörden die Entschuldigung zu nehmen, dass man ja doch gegen einen „wegen Geisteskrankheit Entmündigten“ strafrechtlich nicht vorgehen könne, forderte nunmehr der Verleger der Broschüre, Schriftsteller Adolf Brand, in einem Schreiben vom 8. Dezember 1898 an das Kgl. Amtsgericht Charlottenburg, dass man ihn, den Herausgeber, der ja in einem Vorwort die Angriffe und Vorwürfe Dr. Sternbergs kräftig sekundierte habe, unter Anklage stelle. Er hoffte so in einer öffentlichen Gerichtsverhandlung den Wahrheitsbeweis für seine und Dr. Sternbergs Behauptungen erbringen zu können und auf diese Weise, wie Zola durch sein berühmtes „J'accuse“ in der „Aurore“, den Fall Sternberg ins Rollen zu bringen.

A. Brand täuschte sich, er wurde nicht unter Anklage gestellt. Ebensowenig fanden seine und seiner Mitkämpfer v. Forell und G. Riebow erneute Eingaben an die Parlamente, an das Staatsministerium und an den Kaiser irgendwelche Beachtung. — Und doch sind in diesen Eingaben Vorwürfe so ungeheuerlicher Natur gegen die Behörden gemacht worden, wie es in unserem Rechtsstaate einfach undenkbar erscheint!

Möge hier die letzte Eingabe Brands wörtlich folgen:

An Den Deutschen Bundesrat-Berlin.

EINSCHREIBEN!

DEM HOHEN BUNDES RATE

unterbreite ich die von mir herausgegebene Broschüre „Klassen-Justiz und Entmündigungs-Unfug“ von Dr. med. Hermann Sternberg und mit Bezug auf mein darin enthaltenes Vorwort folgende von mir weiter ausgegangenen direkten Anträge:

- I. an das Kgl. Amtsgericht Charlottenburg vom 8. Dezember 1898 nebst Anschlussserklärung des Herrn Kaufmann G. Riebow und Hauptmann v. Forell an Amtsgericht, Staatsanwaltschaft und Justizminister vom 13. Dezember 1898;
- II. an das Kgl. Preussische Staatsministerium vom 13. Dezember 1898;
- III. an Se. Majestät den Kaiser und König vom 13. Dezember 1898;
- IV. an Se. Majestät den Kaiser und König vom 24. Januar 1899;
- V. an das Kgl. Preussische Staatsministerium vom 2. Februar 1899.

Nachdem alle diese Schritte gleich der früheren Überreichung der Broschüre an die massgebenden Amtsstellen bis an Seine Majestät den Kaiser und König ohne jede Verwahrung, geschweige Zurückweisung geblieben sind, ist die klar vorliegende Situation folgende:

1. Die Kgl. preussische Rechtspflege treibt im Klassen- und Macht-Interesse unter den Augen der Gesamt-Staatsverwaltung bewusste Vergewaltigung und als Mittel zu diesem Zweck jedes Verbrechen.
2. Der Kaiser und König wird behufs Verdeckung verwerflicher Beamten-Zustände systematisch in Un-

kenntnis oder Täuschung gehalten und dadurch verhindert, die ihm zustehende Kontrolle auszuüben und als oberster Hüter des Rechtes und der Sittlichkeit seines hohen Amtes zu walten.

3. Die zur Kontrolle mitberufenen parlamentarischen Körperschaften haben sich durch Cliquen- und Coulissen-Umtriebe in das Netz der Rechts- und Verfassungswidrigkeit hineinziehen und die „partie honteuse“ preussischer Justiz“ sich und dem deutschen Volke zur Schande aufzürden lassen.

So verbleibt vor dem letzten Appell an die Öffentlichkeit nur noch die hiermit zu erhebende Frage, ob das deutsche Fürstentum in seiner verfassungsmässigen Repräsentanz solchen Zuständen machtlos und gleichgültig gegenüberstehen, oder für Kaiser und Reich als wahrhafte Schutz- und Notwehr dienen soll, wie solches Se. Königliche Hoheit der Grossherzog von Baden schon vor Jahren in einem wesentlich milderem Stadium des Falles als seine Sache erkannte, ohne dem sich vollziehenden Täuschungssysteme beikommen zu können.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Adolf Brand.

Berlin-Neurahnsdorf,
am 14. Februar 1899.

* * *

In ähnlich scharfem Tone sind die übrigen Eingaben gehalten. Da werden die Minister „ehrlos und feige“ genannt, da wird den in die Angelegenheit Sternberg verwickelten Justizorganen der Vorwurf gemacht, dass sie „in bewusster Weise sich der Verleitung zum Falschzeugnis und zum Zeugen- und Sachverständigen-Meineide schuldig gemacht“ haben u. s. w.

Auf alles das geschah — nichts!

— Gar nichts? — Doch — — der Schriftsteller Adolf Brand wurde — — vermessen!

Diese eigentümliche Angelegenheit ist noch zu frisch in aller Gedächtnis, um noch einmal in ihren Einzelheiten wiedergegeben zu werden. Kurz — nachdem Brand den Strafantrag „gegen sich selber“, um die Affaire Sternberg aufzurollen, gestellt hatte, wurde er (am 2. Januar 1899) zum Amtsvorsteher nach Köpenick geladen. Ein Grund war in der Ladung nicht angegeben. Trotzdem kam ihr Brand nach. Der Amtsvorsteher nahm nun die Personalien und das Signalement A. Brands auf und forderte ihn dann auf, sich messen zu lassen (was sonst nur bei schweren Verbrechern üblich ist). Brand weigerte sich, fügte sich dann aber dem Zwang, als der Amtsvorsteher erklärte, dass er den Amtsdiener rufen wolle, um ihn festzuhalten — eine Drohung, die der Amtsvorsteher später dadurch abzuschwächen suchte, dass er angab, er habe den Amtsdiener nur rufen wollen, um durch einen Vergleich seiner Grösse mit der Brands dessen Grösse festzustellen. — Aber diese Abschwächung geschah erst später, als die Sache kritisch wurde. Anfänglich wusste der Herr auf die Feststellung dieser Drohung nichts zu erwidern.

Brand beschritt den Beschwerdeweg, jedoch verweigerte der Landrat, der direkte Vorgesetzte des Amtsvorstechers, jedes Einschreiten gegen diesen. Auf eine weitere Beschwerde beim Regierungspräsidenten erhielt Brand dann den Bescheid, dass der Amtsvorsteher zu der „Messung“ allerdings durchaus nicht befugt gewesen sei. — Einem weiteren Antrage Brands gegen den Amtsvorsteher wegen Beleidigung, Nötigung, Freiheitsraubung wurde von der Kgl. Staatsanwaltschaft kein Fortgang gegeben, da der Amtsvorsteher „in gutem Glauben gehandelt habe“. — Weshalb wurde Brand vermessen? — Die Tageszeitungen führten eine Menge Gründe an — seltsam, fast alle andere. Für die einen war Brand ein Antisemit („Berliner Tageblatt“), für die anderen ein Anarchist („Staatsbürgerzeitung“ u. s. w.). „Der Eigene“ wurde von den einen zu einem anarchistischen, von den anderen zum okkultistischen Organe gestempelt, dessen „Herausgeber scharf überwacht werde“. Und doch hätte nur ein Blick in die Broschüre „Ist ein Fall Dreyfus in Deutschland unmöglich?“ und in die darin abgedruckten Eingaben A. Brands genügt, um alle diese Hypothesen *ad absurdum* zu führen! Da steht z. B.: „Ich vertraue fest und unerschütterlich darauf, dass sich die Worte Seiner Majestät erfüllen müssen: Recht muss doch Recht bleiben!“ und weiter: „In den Händen Ew. Majestät allein liegt es, das Verbrechen der Justiz zu sühnen und dieselbe zugleich vor einer öffentlichen Blossstellung zu bewahren, die für das Vaterland eine Schmach bedeuten würde, ein moralischer Verlust dem deutschen Volk, das in Ew. Majestät am 27. Januar auch den Schirmherrn seines Rechts und seiner Ehre feiert!“ — Und einen Mann, der das schreibt, bezeichnet man wohlgerne als „Anarchist“!

— Ja, aber einen Grund musste man doch haben! Weshalb wurde Brand denn sonst vermessen? Schwere Verbrecher werden vermessen — ein solcher war Brand nicht! „Anarchisten“ wurden vermessen, Freunde Lucchenis, Ravachols und Caserios — — ein solcher ist Brand auch nicht! — Nun, weshalb dann?

In ähnlich scharfem Tone sind die übrigen Eingaben gehalten. Da werden die Minister „ehrlos und feige“ genannt, da wird den in die Angelegenheit Sternberg verwickelten Justizorganen der Vorwurf gemacht, dass sie „in bewusster Weise sich der Verleitung zum Falschzeugnis und zum Zeugen- und Sachverständigen-Meineide schuldig gemacht“ haben u. s. w.

Auf alles das geschah — nichts!

— Gar nichts? — Doch — — der Schriftsteller Adolf Brand wurde — — vermessen!

Diese eigentümliche Angelegenheit ist noch zu frisch in aller Gedächtnis, um noch einmal in ihren Einzelheiten wiedergegeben zu werden. Kurz — nachdem Brand den Strafantrag „gegen sich selber“, um die Affaire Sternberg aufzurollen, gestellt hatte, wurde er (am 2. Januar 1899) zum Amtsvorsteher nach Köpenick geladen. Ein Grund war in der Ladung nicht angegeben. Trotzdem kam ihr Brand nach. Der Amtsvorsteher nahm nun die Personalien und das Signalement A. Brands auf und forderte ihn dann auf, sich messen zu lassen (was sonst nur bei schweren Verbrechern üblich ist). Brand weigerte sich, fügte sich dann aber dem Zwang, als der Amtsvorsteher erklärte, dass er den Amtsdiener rufen wolle, um ihn festzuhalten — eine Drohung, die der Amtsvorsteher später dadurch abzuschwächen suchte, dass er angab, er habe den Amtsdiener nur rufen wollen, um durch einen Vergleich seiner Grösse mit der Brands dessen Grösse festzustellen. — Aber diese Abschwächung geschah erst später, als die Sache kritisch wurde. Anfänglich wusste der Herr auf die Feststellung dieser Drohung nichts zu erwidern.

Brand beschritt den Beschwerdeweg, jedoch verweigerte der Landrat, der direkte Vorgesetzte des Amtsvorsteigers, jed Einschreiten gegen diesen. Auf eine weitere Beschwerde beim Regierungspräsidenten erhielt Brand dann den Bescheid, dass der Amtsvorsteher zu der „Messung“ allerdings durchaus nicht befugt gewesen sei. — Einem weiteren Antrage Brands gegen den Amtsvorsteher wegen Beleidigung, Nötigung, Freiheitsberaubung wurde von der Kgl. Staatsanwaltschaft kein Fortgang gegeben, da der Amtsvorsteher „in gutem Glauben gehandelt habe“. — Weshalb wurde Brand vermessen? — Die Tageszeitungen führten eine Menge Gründe an — seltsam, fast alle andere. Für die einen war Brand ein Antisemit („Berliner Tageblatt“), für die anderen ein Anarchist („Staatsbürgerzeitung“ u. s. w.). „Der Eigene“ wurde von den einen zu einem anarchistischen, von den anderen zum okkultistischen Organe gestempelt, dessen „Herausgeber scharf überwacht werde“. Und doch hätte nur ein Blick in die Broschüre „Ist ein Fall Dreyfus in Deutschland unmöglich?“ und in die darin abgedruckten Eingaben A. Brands genügt, um alle diese Hypothesen *ad absurdum* zu führen! Da steht z. B.: „Ich vertraue fest und unerschütterlich darauf, dass sich die Worte Seiner Majestät erfüllen müssen: Recht muss doch Recht bleiben!“ und weiter: „In den Händen Ew. Majestät allein liegt es, das Verbrechen der Justiz zu sühnen und dieselbe zugleich vor einer öffentlichen Blossstellung zu bewahren, die für das Vaterland eine Schmach bedeuten würde, ein moralischer Verlust dem deutschen Volk, das in Ew. Majestät am 27. Januar auch den Schirmherrn seines Rechts und seiner Ehre feiert!“ — Und einen Mann, der das schreibt, bezeichnet man wohlgerne als „Anarchist“!

— Ja, aber einen Grund musste man doch haben! Weshalb wurde Brand denn sonst vermessen? Schwere Verbrecher werden vermessen — ein solcher war Brand nicht! „Anarchisten“ wurden vermessen, Freunde Lucchenis, Ravachols und Caserios — ein solcher ist Brand auch nicht! — Nun, weshalb dann?

In ähnlich scharfem Tone sind die übrigen Eingaben gehalten. Da werden die Minister „ehrlos und feige“ genannt, da wird den in die Angelegenheit Sternberg verwickelten Justizorganen der Vorwurf gemacht, dass sie „in bewusster Weise sich der Verleitung zum Falschzeugnis und zum Zeugen- und Sachverständigen-Meineide schuldig gemacht“ haben u. s. w.

Auf alles das geschah — nichts!

— Gar nichts? — Doch — — der Schriftsteller Adolf Brand wurde — — vermessen!

Diese eigentümliche Angelegenheit ist noch zu frisch in aller Gedächtnis, um noch einmal in ihren Einzelheiten wiedergegeben zu werden. Kurz — nachdem Brand den Strafantrag „gegen sich selber“, um die Affaire Sternberg aufzurollen, gestellt hatte, wurde er (am 2. Januar 1899) zum Amtsvorsteher nach Köpenick geladen. Ein Grund war in der Ladung nicht angegeben. Trotzdem kam ihr Brand nach. Der Amtsvorsteher nahm nun die Personalien und das Signalement A. Brands auf und forderte ihn dann auf, sich messen zu lassen (was sonst nur bei schweren Verbrechern üblich ist). Brand weigerte sich, fügte sich dann aber dem Zwang, als der Amtsvorsteher erklärte, dass er den Amtsdiener rufen wolle, um ihn festzuhalten — eine Drohung, die der Amtsvorsteher später dadurch abzuschwächen suchte, dass er angab, er habe den Amtsdiener nur rufen wollen, um durch einen Vergleich seiner Grösse mit der Brands dessen Grösse festzustellen. — Aber diese Abschwächung geschah erst später, als die Sache kritisch wurde. Anfänglich wusste der Herr auf die Feststellung dieser Drohung nichts zu erwidern.

Brand beschritt den Beschwerdeweg, jedoch verweigerte der Landrat, der direkte Vorgesetzte des Amtsvorsteher, jedes Einschreiten gegen diesen. Auf eine weitere Beschwerde beim Regierungspräsidenten erhielt Brand dann den Bescheid, dass der Amtsvorsteher zu der „Messung“ allerdings durchaus nicht befugt gewesen sei. — Einem weiteren Antrage Brands gegen den Amtsvorsteher wegen Beleidigung, Nötigung, Freiheitsberaubung wurde von der Kgl. Staatsanwaltschaft kein Fortgang gegeben, da der Amtsvorsteher „in gutem Glauben gehandelt habe“. — Weshalb wurde Brand vermessen? — Die Tageszeitungen führten eine Menge Gründe an — seltsam, fast alle andere. Für die einen war Brand ein Antisemit („Berliner Tageblatt“), für die anderen ein Anarchist („Staatsbürgerzeitung“ u.s.w.). „Der Eigene“ wurde von den einen zu einem anarchistischen, von den anderen zum okkultistischen Organe gestempelt, dessen „Herausgeber scharf überwacht werde“. Und doch hätte nur ein Blick in die Broschüre „Ist ein Fall Dreyfus in Deutschland unmöglich?“ und in die darin abgedruckten Eingaben A. Brands genügt, um alle diese Hypothesen *ad absurdum* zu führen! Da steht z. B.: „Ich vertraue fest und unerschütterlich darauf, dass sich die Worte Seiner Majestät erfüllen müssen: Recht muss doch Recht bleiben!“ und weiter: „In den Händen Ew. Majestät allein liegt es, das Verbrechen der Justiz zu sühnen und dieselbe zugleich vor einer öffentlichen Blossstellung zu bewahren, die für das Vaterland eine Schmach bedeuten würde, ein moralischer Verlust dem deutschen Volk, das in Ew. Majestät am 27. Januar auch den Schirmherrn seines Rechts und seiner Ehre feiert!“ — Und einen Mann, der das schreibt, bezeichnet man wohlgerne als „Anarchist“!

— Ja, aber einen Grund musste man doch haben! Weshalb wurde Brand denn sonst vermessen? Schwere Verbrecher werden vermessen — ein solcher war Brand nicht! „Anarchisten“ wurden vermessen, Freunde Lucchenis, Ravachols und Caserios — ein solcher ist Brand auch nicht! — Nun, weshalb dann?

In ähnlich scharfem Tone sind die übrigen Eingaben gehalten. Da werden die Minister „ehrlos und feige“ genannt, da wird den in die Angelegenheit Sternberg verwickelten Justizorganen der Vorwurf gemacht, dass sie „in bewusster Weise sich der Verleitung zum Falschzeugnis und zum Zeugen- und Sachverständigen-Meineide schuldig gemacht“ haben u. s. w.

Auf alles das geschah — nichts!

— Gar nichts? — Doch — — der Schriftsteller Adolf Brand wurde — — vermessen!

Diese eigentümliche Angelegenheit ist noch zu frisch in aller Gedächtnis, um noch einmal in ihren Einzelheiten wiedergegeben zu werden. Kurz — nachdem Brand den Strafantrag „gegen sich selber“, um die Affaire Sternberg aufzurollen, gestellt hatte, wurde er (am 2. Januar 1899) zum Amtsvorsteher nach Köpenick geladen. Ein Grund war in der Ladung nicht angegeben. Trotzdem kam ihr Brand nach. Der Amtsvorsteher nahm nun die Personalien und das Signalement A. Brands auf und forderte ihn dann auf, sich messen zu lassen (was sonst nur bei schweren Verbrechern üblich ist). Brand weigerte sich, fügte sich dann aber dem Zwang, als der Amtsvorsteher erklärte, dass er den Amtsdiener rufen wolle, um ihn festzuhalten — eine Drohung, die der Amtsvorsteher später dadurch abzuschwächen suchte, dass er angab, er habe den Amtsdiener nur rufen wollen, um durch einen Vergleich seiner Grösse mit der Brands dessen Grösse festzustellen. — Aber diese Abschwächung geschah erst später, als die Sache kritisch wurde. Anfänglich wusste der Herr auf die Feststellung dieser Drohung nichts zu erwidern.

Brand beschritt den Beschwerdeweg, jedoch verweigerte der Landrat, der direkte Vorgesetzte des Amtsvorsteher, jedes Einschreiten gegen diesen. Auf eine weitere Beschwerde beim Regierungspräsidenten erhielt Brand dann den Bescheid, dass der Amtsvorsteher zu der „Messung“ allerdings durchaus nicht befugt gewesen sei. — Einem weiteren Antrage Brands gegen den Amtsvorsteher wegen Beleidigung, Nötigung, Freiheitsberaubung wurde von der Kgl. Staatsanwaltschaft kein Fortgang gegeben, da der Amtsvorsteher „in gutem Glauben gehandelt habe“. — Weshalb wurde Brand vermessen? — Die Tageszeitungen führten eine Menge Gründe an — seltsam, fast alle andere. Für die einen war Brand ein Antisemit („Berliner Tageblatt“), für die anderen ein Anarchist („Staatsbürgerzeitung“ u. s. w.). „Der Eigene“ wurde von den einen zu einem anarchistischen, von den anderen zum okkultistischen Organe gestempelt, dessen „Herausgeber scharf überwacht werde“. Und doch hätte nur ein Blick in die Broschüre „Ist ein Fall Dreyfus in Deutschland unmöglich?“ und in die darin abgedruckten Eingaben A. Brands genügt, um alle diese Hypothesen *ad absurdum* zu führen! Da steht z. B.: „Ich vertraue fest und unerschütterlich darauf, dass sich die Worte Seiner Majestät erfüllen müssen: Recht muss doch Recht bleiben!“ und weiter: „In den Händen Ew. Majestät allein liegt es, das Verbrechen der Justiz zu sühnen und dieselbe zugleich vor einer öffentlichen Blossstellung zu bewahren, die für das Vaterland eine Schmach bedeuten würde, ein moralischer Verlust dem deutschen Volk, das in Ew. Majestät am 27. Januar auch den Schirmherrn seines Rechts und seiner Ehre feiert!“ — — Und einen Mann, der das schreibt, bezeichnet man wohlgerne als „Anarchist“!

— — Ja, aber einen Grund musste man doch haben! Weshalb wurde Brand denn sonst vermessen? Schwere Verbrecher werden vermessen — ein solcher war Brand nicht! „Anarchisten“ wurden vermessen, Freunde Lucchenis, Ravachols und Caserios — — ein solcher ist Brand auch nicht! — Nun, weshalb dann?

— Ein Grund ist nur denkbar: Adolf Brand hatte in die Affaire Sternberg eingegriffen, und wie eingegriffen! — Darum wurde er vermesssen!

Die Vermessungsgeschichte verlief im Sande und allgemein wurden die Zeitungen still. Aber Adolf Brand fand ein neues Mittel, um die Öffentlichkeit auf sich und damit in erhöhtem Masse auf den Fall Sternberg zu lenken: er machte sein bekanntes „Attentat“ im Reichstage, warf von der Zuschauertribüne während der Schächtverbotsdebatte eine Anzahl seiner Dreifusbroschüren mit dem schallenden Rufe: „Nicht für Ochsen-, sondern für Menschenrechte!“ unter die Parlamentarier. Dieser Zwischenfall erregte berechtigtes Aufsehen, das durch das zu langen Zeitungsdebatten anlassgebende Benehmen des ersten Vizepräsidenten des hohen Hauses, v. Frege, noch besonders verstärkt wurde. Die Zeitungen regten sich, mehr wie nötig war, auf, am tollsten stellte sich die „Staatsbürgerzeitung“ an, die die Geschmacklosigkeit hatte, das Vorgehen Brands mit dem Attentat des Anarchisten Vaillant in der französischen Kammer direkt in Parallel zu stellen. Die politischen Witzblätter brachten Karikaturen und Witze über den „Attentäter“, kurz, Brand war der Mann des Tages!

Freilich nur des Tages. — Auch wegen dieses „Attentats“ schritt man gegen Brand nicht ein, nicht einmal wegen „groben Unfugs“! — So vergass man denn bald auch diese Affaire.

Brand kämpft weiter, so wie es Hauptmann v. Forell, Kaufmann G. Riebow und natürlich Dr. Sternberg selbst thun. Keine Gelegenheit lässt A. Brand vorübergehen, ohne seinem Schrei nach „Recht für den widerrechtlich Entrichteten“ Gehör zu verschaffen. In Weilburg ist demnächst Landtagsersatzwahl, Dr. Lieber kandidiert für das Centrum. Brand, der Dr. Lieber aus Anlass von dessen Thätigkeit in der Petitionskommission des Reichstags offen „Meineidshelper“ nennt, richtet aus diesem Anlass an die Redaktion des „Weilburger Kreisblatts“ folgenden Brief:

An die Redaktion des Kreisblatts für den
Oberlahnkreis - Weilburg.

SEHR GEEHRTER HERR REDAKTEUR!

Soeben lese ich in den Zeitungen, dass Dr. Lieber vom Centrum als Gegenkandidat des Landrates Dr. Beckmann in Weilburg in den Landtag gewählt werden soll.

Ich protestiere gegen diese Wahl, da Dr. Lieber, der sich von mir öffentlich einen „Meineidshelper“ in Sachen Sternberg nennen liess, ohne dagegen die strafrechtliche Verfolgung einzuleiten, unter keinen Umständen mehr fähig ist, die Ehrenmission eines Landtagsabgeordneten zu erfüllen.

Ich ermächtige Sie, von der Abschrift der beifolgenden Briefe, die ich in dieser Beleidigungssache an Dr. Lieber und die Centrumsfraktion gerichtet habe, ohne die geforderte Anklage zu erreichen — jeden Gebrauch zu machen, um die Wahl des Dr. Lieber zu verhindern.

Die betreffende Broschüre lege ich Ihnen ebenfalls bei, auch einen Artikel über dieselbe aus der „Tilsiter Allgemeinen Zeitung“.

Mit vorzüglicher Hochachtung

10. 8. 99.

Adolf Brand.

An die Centrumsfraktion des Deutschen Reichstages-

Berlin

zu Händen des Grafen Hompesch.

Hiermit beehe ich mich Ihnen untenstehenden Brief, den ich heute an Herrn Dr. Lieber gerichtet habe, zur gefälligen Kenntnisnahme und zu weiterer Veranlassung abschriftlich ergebenst zu unterbreiten.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Adolf Brand.

Neurahnsdorf, am 8. Mai 1899.

Herrn Dr. jur. Lieber, Reichs- und
Landtagsabgeordneter - Berlin.

Beifolgend übersende ich Ihnen nochmals die von mir herausgegebene Broschüre „Ist ein Fall Dreyfus in Deutschland unmöglich?“ mit der direkten Aufforderung, wegen der auf Seite 12 gegen Sie gerichteten Anschuldigung resp. Beleidigung ungesäumt Strafantrag gegen mich zu stellen.

Sollten Sie sich dazu nicht im stande fühlen, so wäre mindestens zu erwarten, dass Sie mit allen Kräften für die Remedur Sorge tragen werden, welche in der dem Reichs- und Landtag vorliegenden Petition in Sachen Sternberg vom 18. März d. J. von G. Riebow und Genossen wiederum verlangt und längst spruchreif ist.

Adolf Brand.

Neurahnsdorf, am 8. Mai 1899.

Der Führer der grössten, einflussreichsten und allerchristlichsten Partei Deutschlands wird so als Mitschuldiger gebrandmarkt. Er wird ausdrücklich aufgefordert, den schweren Vorwurf abzuwehren, Anklage zu erheben — seine eigene Fraktion wird von dem Vorfall in Kenntnis gesetzt, um ihn dadurch zu zwingen, die Beleidigung nicht auf sich sitzen zu lassen — ein Bericht über den Vorfall wird dem politischen Gegner als Waffe geliefert: es nutzt alles nichts! Herr Brand kann die geforderte Anklage nicht erreichen, kann das Gesetz verletzen, ohne dafür verfolgt zu werden!

Er nimmt eine Ausnahmestellung ein. Seine Position wird um so stärker, seine Waffen um so schärfer, je gleichgültiger den Anschuldigungen gegenüber die Regierung ist.

Ein neuer Strafantrag auf seine eigene Verfolgung, der durch das Kgl. Amtsgericht Köpenick Anfang Juni an die Kgl. Staatsanwaltschaft zur weiteren Veranlassung abgegeben wurde — was die Tageszeitungen als den ersten Erfolg begrüssten und mit Bemerkungen begleiteten wie: „Auch wir erwarten, dass die Staatsanwaltschaft Herrn Brand endlich in Anklagezustand versetze“ — blieb wieder ohne jede Folge. Die Staatsanwaltschaft leitete weder eine Untersuchung ein noch erteilte sie einen Bescheid, liess das Notwendigste ausser acht! Herr Brand erhebt gegen diese Pflichtverletzung am 8. August 1899 Beschwerde bei der Oberstaatsanwaltschaft und beantragt endlich gegen die Staatsanwaltschaft II auf Grund des § 346 des R.-St.-G. die Einleitung des Strafverfahrens in dem folgenden Briefe, dessen Weitergabe an die Kgl. Staatsanwaltschaft I das Kgl. Amtsgericht Köpenick bereits bestätigt hat:

An das Kgl. Amtsgericht Köpenick.

Auf den Strafantrag, den das Kgl. Amtsgericht Köpenick meinem Ersuchen gemäss am 12. Juni an die Kgl. Staatsanwaltschaft II zur weiteren Veranlassung weitergab und der die Verfolgung der schwersten Beschuldigungen zum Zwecke hatte, wie sie sonst niemals gegenüber der Justiz erhoben worden sind — hat die Anklagebehörde sich noch nicht bemüsst gefunden, die geforderten Schritte einzuleiten und dem verletzten Gesetze wieder Achtung zu verschaffen.

Die Kgl. Staatsanwaltschaft giebt mit der Nichtverfolgung meiner Person die Richtigkeit meiner Anschuldigungen zu — kennt also das Justizverbrechen und die Justizverbrecher — und begeht eine neue Rechtsbeugung, wenn sie die letzteren unverfolgt lässt, worauf nach § 346 des Reichsstrafgesetzbuches Zuchthausstrafe bis zu fünf Jahren steht.

Das Kgl. Amtsgericht Köpenick wird, hoffe ich, in der Verletzung der Ehre der preussischen Justiz auch eine Verletzung eigener Ehre sehen und kein Mittel — solange das Gesetz es nicht ausschliesst — unversucht lassen, um den Verletzer seiner Ehre zur Verantwortung zu bringen, oder Diejenigen aus seinem Stande auszustossen, die diesen ganzen Stand mit dem schmachvollen Male eines Amtsverbrechens besudelten, eines Amtsverbrechens, das überall Mitschuldige schuf und die Charakterlosigkeit so weit trieb, dass sie bis zum Throne reicht, Kaiser und Volk in fortdauernder Täuschung erhaltend!

Ich fordere, dass die Kgl. Staatsanwaltschaft I aus oben bezeichnetem Anlass gegen die Kgl. Staatsanwaltschaft II auf Grund des § 346 des Reichsstrafgesetzbuches die Untersuchung einleitet — und ersuche das Kgl. Amtsgericht Köpenick, zugleich bei Sr. Majestät dem Kaiser und König Schritte zu thun — was dem Kgl. Amtsgericht nicht verwehrt sein kann! — um durch ein Eingreifen Sr. Majestät dem Rechte Genugthuung zu verschaffen und das Justizverbrechen aus der Welt zu räumen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Adolf Brand.

Neurahnsdorf, am 14. August 1899.

Anlage: die Abschrift eines Briefes vom 8. 8. 99 an die Kgl. Oberstaatsanwaltschaft b. Kammergerichte in Berlin zur gefälligen Kenntnisnahme — eine Beschwerde gegen die Kgl. Staatsanwaltschaft II betreffend.

Der Eigene.

— 156 —

1. u. 2. Septemberheft 1899.

An die Kgl. Oberstaatsanwaltschaft beim
Kammergerichte-Berlin.

Unterzeichneter reichte unter dem 6. und 10. Juni d. J. bei der Kgl. Staatsanwaltschaft II, dem Herrn Justizminister, dem Amtsgericht Köpenick und der zuständigen Polizeibehörde einen Strafantrag ein, der die gerichtliche Verfolgung der von ihm in seiner Broschüre „Ist ein Fall Dreyfus in Deutschland unmöglich?“ gegenüber den Justizbehörden erhobenen Anschuldigungen zum Zwecke hatte.

Das Kgl. Amtsgericht Köpenick teilte ihm am 12. Juni die Weiterbeförderung dieses Strafantrages, der im Interesse des widerrechtlich entmündigten Stabsarztes a. D. Dr. Sternberg zu Charlottenburg geschah, zur weiteren Veranlassung an die Kgl. Staatsanwaltschaft II mit.

Dennoch hat die Kgl. Staatsanwaltschaft II diese Strafanträge bis heute unberücksichtigt gelassen, weswegen ich hiermit Beschwerde erhebe.

Doch die Kgl. Staatsanwaltschaft II macht sich auch mit der Nichtverfolgung dieser schweren Anschuldigungen der Verletzung des § 346 des Reichsstrafgesetzbuches schuldig.

Unterlässt sie nämlich die Anklage auf Grund dieser Anschuldigungen — die die Ehre der gesamten preussischen Justiz und Staatsverwaltung in Frage stellen — mir gegenüber, dann giebt sie damit die Richtigkeit dieser Anschuldigungen zu.

Daraus erwächst ihr aber die Pflicht — da sie dann das Verbrechen und die Verbrecher kennt — gegen die Schuldigen einzuschreiten und dem in seinen Rechten schwer geschädigten Dr. Sternberg Genugthuung zu bieten.

Ich fordere deshalb von der Kgl. Oberstaatsanwaltschaft die sofortige Erhebung der Anklage!

Hochachtend!

Neurahnsdorf, am 8. August 1899.

Adolf Brand.

Der Eigene.

— 157 —

1. u. 2. Septemberheft 1899.

Schuldige und Leisetreter also überall: bei den Behörden, in der Presse, in den Parteien wie im Parlamente. Nirgends ein kecker Mut, selten ein ernstes Wort, keine Aussicht auf Hilfe — selbst dort kein Hoffnungsschimmer, wo für Freiheit, Wahrheit und Recht sonst stets so stolze Worte fallen! Oder sollen es immer nur Worte sein und niemals Thaten?

Was war unter diesen Umständen für Herrn Brand selbstverständlicher, als Sr. Majestät dem Kaiser und Könige Kenntnis zu geben von all den Schritten, die ihm gesetzlich zu Gebote standen, um das Recht und die Freiheit eines einzelnen Bürgers zu retten? Der Kaiser muss alles wissen und an dem strengen Gerechtigkeitssinne des Monarchen wird der folgende Schrei um Hilfe sicher ein Echo finden, ganz gleich, wer der Mann ist, von dem er ausgeht:

ALLERDURCHLAUCHTIGSTER, GROSSMÄCHTIGSTER
KAISER!
ALLERGNÄDIGSTER KAISER, KÖNIG UND HERR!

Ew. K. und K. Majestät erlaubte ich mir in Immediat eingaben vom 13. Dezember 1898 und 24. Januar 1899 um Allerhöchste Intervention in der einzigartigen Rechtsangelegenheit des Dr. Sternberg zu Charlottenburg zu bitten.

In Ermangelung des ersehnten Bescheides musste ich in der Annahme bestärkt werden, dass dieser nur legitime und notgedrungene Appell an den Monarchen den einfachen Bürger tatsächlich nicht zum Ziele führe — und deshalb zur Öffentlichkeit Zuflucht nehmen.

Aber auch beifolgende Broschüre, welche alle meine bei den Behörden erfolgten, auf ein kompetentes Akten- und Zeugnismaterial gestützten Schritte wiedergab, blieb bei den ersteren ohne Beachtung, und hielt ich es darum für nötig, diese öffentliche Anklage dem Reichstage in der einzige übrig

bleibenden Weise, durch Hinabwerfen von der Tribüne, besonders eindringlich zu machen — ein allerdings ungewöhnlicher Schritt, zu dessen Sühne ich nicht verfehlte, mich dem Reichstage in einem ausdrücklichen Schreiben zur Verfügung zu stellen.

Ebdasselbe ist meinerseits dem Abgeordneten Lieber, welchen ich als „Meineidshelper“ bezeichnen musste, wie auch seiner Fraktion, dem Centrum, gegenüber geschehen — aber gleichfalls vergeblich.

Nunmehr wiederholte ich meinen Antrag auf Selbstverfolgung nochmals durch Vermittelung des mir vorgesetzten Kgl. Amtsgerichts Köpenick, welches denselben auch laut Bescheid vom 12. Juni an die Kgl. Staatsanwaltschaft weitergab.

Da letztere auch hierauf schwieg, legte ich nicht blos bei der vorgesetzten Oberstaatsanwaltschaft Dienstbeschwerde ein, sondern erstattete auch — wieder durch Vermittelung des Kgl. Amtsgerichts Köpenick — Anzeige wegen dringenden Verdachtes der Verletzung des § 346 des Reichsstrafgesetzbuches (Nichtverfolgung strafbarer Amtshandlungen) bei der zuständigen Strafbehörde, der Kgl. Staatsanwaltschaft I.

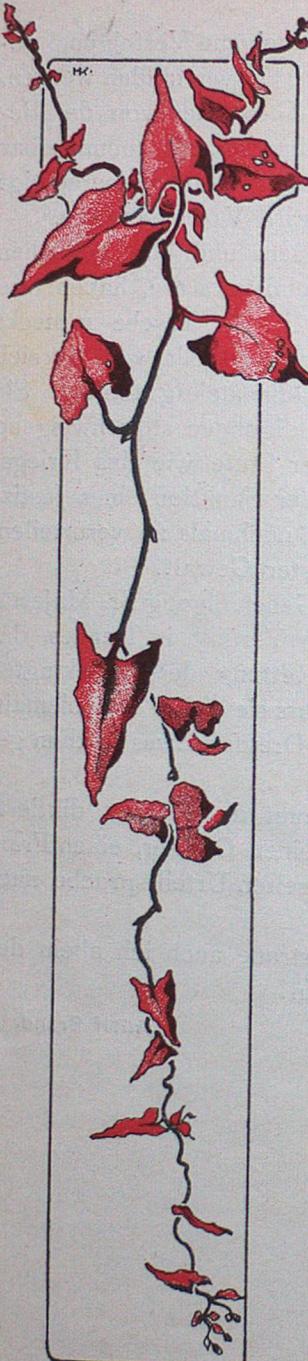
Ew. Majestät von diesen mir gesetzlich zustehenden, überaus peinlichen, aber durch das allgemeine Interesse nur allzu gerechtfertigten Schritten Mitteilung zu machen, kann ich unter den vorliegenden Verhältnissen nicht verzichten, in der Hoffnung, dass es trotz aller Hindernisse unmöglich sein werde, der Wahrheit den Weg zum Throne, als der höchsten irdischen Instanz, für die Dauer zu verschränken.

In tiefster Ehrfurcht

Ew. Majestät unterthänigster

Adolf Brand.

Berlin - Neurahnsdorf,
am 24. August 1899.



ENTSCHLUSS.

Leb wohl, du Weib! leb wohl, — du
— Kind!!

Wir können uns nicht beglücken.
Ein Ruf aus der Höhe, die ihr nicht
seht,
Er muss mich euch entrücken.

Der Träumer will ich wiederum sein,
Zu dem sie die Köpfe schütteln,
Mit schwachem Körper und starkem
Geist

An den Säulen des Unrechts rütteln.

Will wieder mein freies Bruderwort
Zu Fürsten sprechen und Bauern,
Für die Wahrheit stehn, in der An-
klagebank

Und hinter den Kerkermauern.

Und kommt eine grosse Volksgefahr,
Soll keine Frau mit den Kindern
In winselnder Angst, wenn ich handeln
will,

Mich dann umklammern und hindern.

Leb wohl, du Weib! — leb wohl, —
du — — Kind!!

Hab höhere Pflicht noch auf Erden.
Mich rufet die Muse, mich rufet die
Welt:

Muss wieder der **Guttzeit** werden.

KRITIK DER RELIGIONSFORSCHUNG.

Sein es gelang, den gesetzmässigen Zusammenhang im Wechsel der Erscheinungen zu finden, wissen wir, dass alle Daseinsformen erst allmählich werden, nur aus den einfachsten Elementen entstehen und langsam zu Höherem aufsteigen können. Diese Erkenntnis war der Schlüssel, der die Werkstatt der Natur aufthat, wo der forschende Geist das Schaffen und Werden sah, bis die ganze Entwicklung des Seins in allen Phasen an ihm vorüberzog. Das war ein ungeahnter Triumph der Wissenschaft, und auf allen Gebieten der Forschung ergab die Berücksichtigung des Entwickelungsgesetzes stetig neue Aufschlüsse. Auch über den Menschen und seinen Kulturgang kam das Wissen auf diesem Wege zu epochenmachenden Resultaten.

Nur auf einem Gebiete wurde das Entwickelungsprinzip beharrlich ignoriert: auf dem der Religion, die man von der Geltung des allgemeinen Naturgesetzes eximieren zu müssen glaubte. Soweit es sich um die sogenannten Offenbarungsreligionen handelt, war die Ablehnung des Gedankens der Entwicklung nicht unverständlich. Beide, Entwickelungslehre und Offenbarungsglaube, sind miteinander unverträglich, heben sich gegenseitig auf. Das Offenbarungsdogma macht Gott zum Urheber der Religion, indem es deren Lehren und Gesetze durch den göttlichen Mund selbst oder durch berufene Propheten der Menschheit verkündet sein lässt. Ihr Inhalt ist von Anfang an gegeben, wie er ist, ein für allemal bestehend. Nach Massgabe der Entwickelungstheorie dagegen müsste die Religion allmählich entstanden sein, aus den kleinsten Anfängen heraus, durch das eigene intellektuelle Vermögen des Menschen, ohne übernatürliche Einwirkung. Diese Herabziehung in die irdische Sphäre kann die Religion, deren Autorität gerade in der Offenbarung liegt, nicht dulden; ein solches Beginnen erscheint ihr schon als Lästerung, als Untergrabung ihres Bestandes. Darum weisen ihre Vertreter

die Entwickelungslehre vornehm zurück. Wie kann man, was von Gott ist, nach menschlichen Gesetzen bestimmen wollen? Die Religion ist eingesetzt, verordnet, nicht geworden.

Unter dem Einflusse dieses Dogmas steht diejenige Religionswissenschaft, die am Bestande der Religion selbst interessiert ist. Das gilt ohne Unterschied der Richtungen von der Theologie. Diese steht in unmittelbarer Verbindung mit der Kirche und hat die Aufgabe, die Novizen für das geistliche Amt vorzubilden. Ihrem Wesen nach muss aber die Kirche inbezug auf Lehre und Brauch orthodox sein, denn von der Unwandelbarkeit ihrer dogmatischen und rituellen Grundlagen hängt die Heilsgewissheit ab, die sie bieten will. Das wirkt naturgemäss auf die Disziplin zurück, die als Vorschule des Kirchendienstes gedacht ist. Sie muss die Grenzen innehalten, welche das konservative Wesen ihrer Nährmutter erheischt, und das verhindert sie, mit kritischem Geiste ihr Stoffgebiet zu durchforschen und unbeirrt von anderen als wissenschaftlichen Tendenzen ihre Resultate festzustellen. Gebunden an das Dogma und das Bekennen der Kirche, beschränkt auf das Terrain der einen Religion, trägt die Theologie gleichsam Scheuklappen, die ihr den freien Rundblick rauben und sie in einseitige Bahnen weisen. Sie bleibt Parteiwerk, ohne Aussicht, jemals eine Religionswissenschaft in dem Sinne zu werden, wie es dem heutigen Bedürfnisse entspricht. Das trifft nicht allein auf die Fächer zu, welche wie die Dogmatik und die Praktik bestimmt sind, ihre Schüler für das eigentliche Kirchenamt zu absolvieren. Auch die Fächer der historischen und exegetischen Theologie werden durch das dogmatische Interesse der Kirche an einer freien, fruchtbringenden Entfaltung gehindert; dermassen, dass selbst die liberale Richtung trotz aller tüchtigen Forscherarbeit nur zu halben Ergebnissen kommt und bei entscheidenden Wendungen die Spitze abbiegen muss.

Will die Theologie eine Religionswissenschaft im strengeren Sinne werden, so muss sie sich entschlossen von der Kirche trennen. Dass diese Trennung möglich und notwendig ist, habe ich mehrfach nachgewiesen.*). Indessen sträubt man sich — und zwar am meisten

*) So in der zu einer „Religionsgeschichtlichen Bibliothek“ erschienenen Programmschrift: Die Religionsforschung und das historische Prinzip. Berlin-Friedrichshagen, Moderne Verlagsanstalt, C. Teistler & Co. 1898. Ferner in der „Allgemeinen Deutschen Universitätszeitung“ 1899, Nr. 8.

im Kreise der Fachgelehrten selbst — gegen eine solche Lösung, obwohl man sich sonst gegen die kirchliche Vormundschaft aufzulehnen sucht. Die Beteiligten fürchten, dass nach Zerreissung des Bandes die theologische Disziplin ihren Boden verlieren werde. Aber warum soll die Theologie als Wissenschaft von der Religion nicht ebenso ohne den Charakter eines unmittelbaren Amtsstudiums existieren können, wie etwa die Geschichtswissenschaft oder die Sprachwissenschaft?

Zu den Erfordernissen einer modernen Religionswissenschaft gehört vor allem die Aufnahme des Entwicklungsgedankens, des historischen Prinzips, wie ich das Gesetz der Wandlung vom Elementaren zum Komplizierten in einer Schrift genannt habe.

Julius Lippert hat den Weg gewiesen, den die Religionsforschung zu gehen hat, um das Problem selbst und die historischen Erscheinungsformen zu untersuchen.*). Was er dabei in dieser Sphäre zutage förderte, steht nach Art und Konsequenz nicht hinter dem zurück, was ein Darwin im Gebiete der organischen Welt entdeckte. Wir sehen den Werdegang der Religion, die Geschichte dieses Phänomens in genetischem Aufbau, exakt begründet und induktiv gefügt. Ich habe in der citierten Programmschrift versucht, diese Forschungsmethode theoretisch darzustellen, und will hier nur einige der wichtigsten Momente hervorheben.

Die historische Auffassung schliesst die Heranziehung nicht blos einzelner, sondern aller Religionen ein. Dem Forscher ist die Religion des wildesten Volkes so wichtig, wie das erhabenste System der Offenbarung. Insofern, als die elementarsten Religionen gerade als solche die Keimzellen des allmählichen Werdens enthalten, sind sie für unsere Erkenntnis wohl gar wichtiger, denn die metaphysischen Spekulationen der höheren Stufen. Eben weil die historische Forschung ganz besonderen Wert auf die religiösen Vorstellungen und Einrichtungen der niederen Völker legt, bedarf sie einer Hilfswissen-

*) Vgl. Lippert's Schriften: Der Seelenkult in seinen Beziehungen zur althebräischen Religion. Berlin 1881. Die Religionen der europäischen Kulturvölker. Berlin 1881. Christentum, Volksglaube und Volksbrauch. Berlin 1882. Allgemeine Geschichte des Priestertums. 2 Bände. Berlin 1883 und 1884. Kulturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau. 2 Bände. Stuttgart 1886 und 1887. Kulturgeschichte in einzelnen Hauptstücken. 3 Bände. Prag und Leipzig 1885 und 1886.

schaft, die sich das Studium der Völker zur speziellen Aufgabe gemacht hat. Das ist die Ethnologie, welche mit ihrem die ganze Erde umfassenden Berichtsmaterial die Bausteine für die Religionsgeschichte liefert. Von den einfachsten Formen ausgehend, lässt sich bei dem fast lückenlosen Material Schritt für Schritt der Werdegang des religiösen Lebens feststellen, und wo die direkten Beweismittel fehlen, da lassen sich sowohl zurückliegende Anfänge wie verwischte spätere Zwischenstufen aus Überbleibseln erschliessen. Auf diesem Wege wird nichts dunkel bleiben, denn jedes höhere Gebilde findet seine Erklärung in dem vorhergegangenen. Auch die tiefgründigen Systeme der indischen Theosophie sowie die sogenannten Offenbarungsreligionen des Mosaismus und des Christentums erscheinen dann als Stadien desselben Entwickelungsprozesses. In allen, selbst den geläuterten Religionen finden sich daher mehr oder weniger modifiziert die Elemente der Urzeit wieder, und alle tragen übereinstimmende Charakterzüge, nur in den Nuancen und dem Grade der Ausbildung verschieden. Was die historische Auffassung schon voraussetzt, die Einheit aller Religionen und die Identität ihres Wesens: das wird so durch die Induktion bewiesen.*)

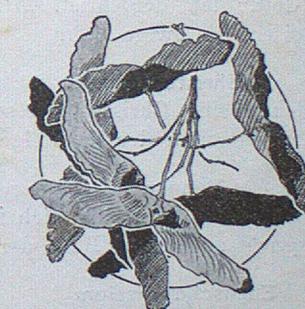
Das, was wir unter Anwendung dieser historisch-ethnologischen Methode erhalten, ist etwas anderes als das von den sogenannten historischen Schulen der Theologie bisher Erzielte. Die historischen Anläufe in der Theologie, die namentlich in den Studien der Tübinger vorliegen, sind gewiss achtenswert und haben erreicht, was unter den gegebenen Verhältnissen zu erreichen war: aber sie waren auf die Religion des Alten und des Neuen Testamentes beschränkt, sie suchten nur in dieser Begrenzung und unter Ausschluss anderweitigen Materials, das zur Vergleichung hätte dienen können, den Entwickelungsprozess zu erforschen. In der universalen Erstreckung des historischen Gedankens eben, der alle Religionen umfasst, liegt der wissenschaftliche Fortschritt. Erst dadurch haben wir bekommen, was wir gebrauchen: eine organisch aufgebaute Entwickelungsgeschichte der Religion.

Begreiflich ist, dass diese Erweiterung der Theologie nicht behagt, denn die historische Auffassung der Religion streift dieser

*) Einen Versuch dieser Darstellung habe ich im 2. Heft der „Religionsgeschichtlichen Bibliothek“ gemacht, das unter dem Titel „Was ist Religion?“ im gleichen Verlage erschien.

den übernatürlichen, autoritativen Charakter ab und führt hinsichtlich der Gegenstände ihrer Verehrung zum Atheismus. Aber es nützt nichts, sich gegen die Konsequenzen des wissenschaftlichen Denkens zu verschliessen. Wenn die Theologie sich nicht rechtzeitig von der Kirche lossagt und in eine religionshistorische Disziplin auf obiger Grundlage umwandelt, so wird sie in dem Masse an Boden verlieren, wie die Religion sich zersetzt und die Kirche sich auflöst. Die Theologie wird entweder als historische Religionswissenschaft sein, oder sie wird nicht sein.

Heinrich Tannenberg.



Moderne Distichen.

Heerentrieb.

Wenn man nicht schwört auf das ἔργον αὐτὸς eines Meisters,
Wird man vom denkfaulen Volk bald als Verrückter beschaut.

Den Reaktionären.

Gerne versenktet ihr uns in mittelalterlich Dunkel;
Doch für so nächtlichen Wunsch steht schon die Sonne zu hoch.

Zunftgeist.

Was nicht passt in den engen Gesichtskreis vertrockneter Zünftler,
Wird ohne Urteil und Recht gleich mit dem Bannfluch belegt.

Wahrheit.

Was ist Wahrheit? so fragte vor zweitausend Jahren Pilatus;
Was ist Wahrheit? Wir all' fragen's ihm heute noch nach.

Hypothese.

Mehr gilt sicher der forschende Geist als die frömmelnde Herde,
Sollte ein Gott dereinst richten der Menschen Geschlecht.

Das Gebet.

„Wende mein Schicksal, o Gott,“ fleht der Christ. „Hilf, Allah,“ der Moslim,
Aber der Weltgeist zieht eisern die ewige Bahn.

Christentum.

Lieb' und Versöhnung lehrte einst Christus, der schlicht-edle Dulder;
Hass und Verfolgung herrscht unter der Nachfolger Schar.

Mahnung.

Suchst du Erkenntnis, so forse nicht ängstlich in alten Folianten;
Klarer und mächtiger spricht zu dir das Buch der Natur.

Englische Mission.

Salbungsvoll redend, die Bibel im Arme, zieh'n britische Priester
Frömmelnd des blutigen Weg's, den das Dum-Dum-Geschoss bahnt.

An . . .

Unglücksel'ger! Du willst die moderne Gesellschaft verbessern?
Wenn du kein Herkules bist, bleib' dem Augias-Stall fern!

Trost.

Ich fehlte oft. Und sagen mir andere „Wir fehlten niemals!“
Tröst' ich mich leicht, denn sie sind nur nicht so ehrlich wie ich.

Zustimmung.

Stupidus kehrt mir den Rücken und meint, er sei besseren Holzes;
Gut gebrüllt, Löwe! Auch ich will deinesgleichen nicht sein.

E. K.

Der Lieblingsjünger.

Es war am See Genezareth . . .
Zwei junge Männer warfen Netze
Nach Fischen aus.
Im blonden Haar des einen Jünglings
Verfling die müde Sonne sich.

— — —
Und Jesus Christus ging vorüber.
— — —

„Willst du mir folgen, Freund Jakobus?
Und du — Johannes?“
Der Jüngling warf den weissen Mantel
Um seine lichtgebräunten Glieder —
Sah ihn begeistert an und — folgte . . .

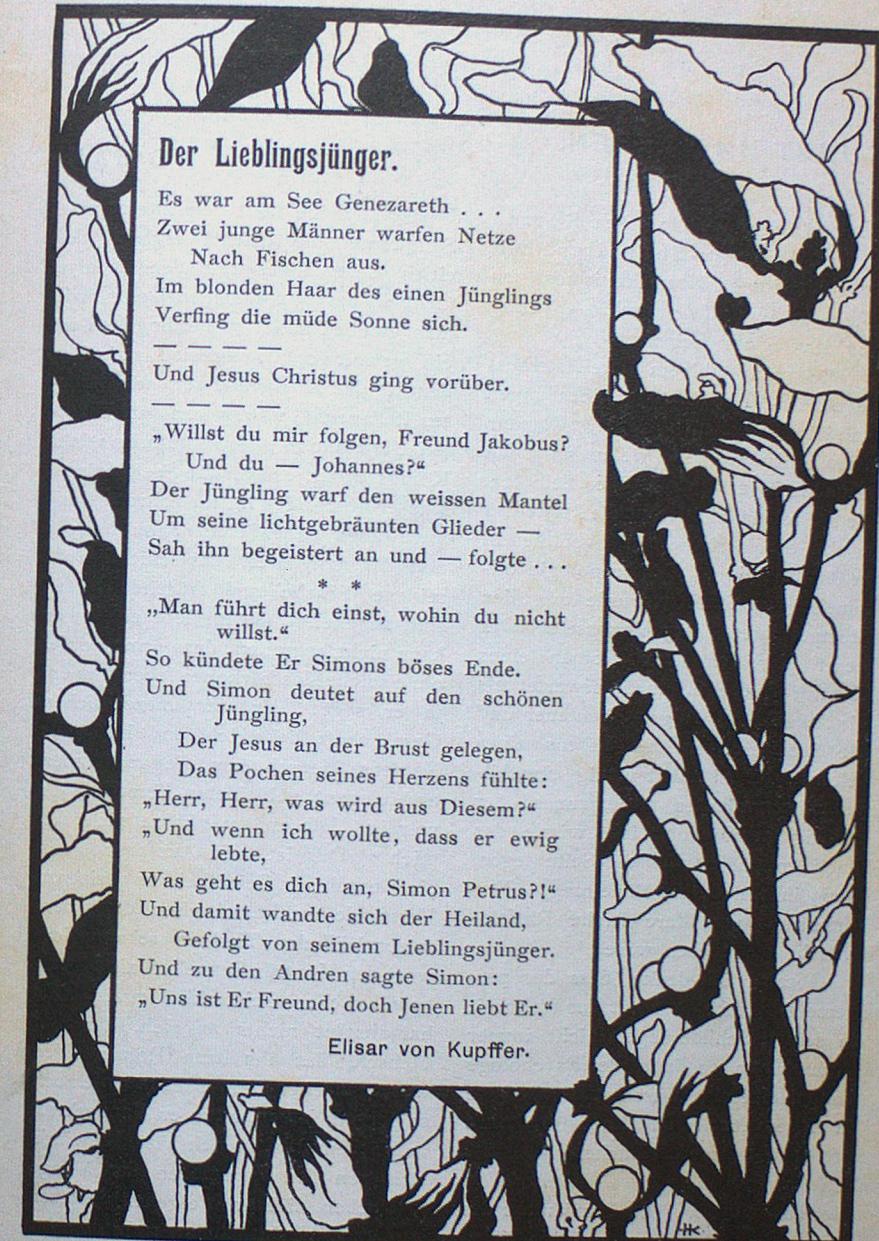
* *

„Man führt dich einst, wohin du nicht
willst.“
So kündete Er Simons böses Ende.
Und Simon deutet auf den schönen
Jüngling,

Der Jesus an der Brust gelegen,
Das Pochen seines Herzens fühlte:
„Herr, Herr, was wird aus Diesem?“
„Und wenn ich wollte, dass er ewig
lebte,

Was geht es dich an, Simon Petrus?“
Und damit wandte sich der Heiland,
Gefolgt von seinem Lieblingsjünger.
Und zu den Andren sagte Simon:
„Uns ist Er Freund, doch Jenen liebt Er.“

Elisar von Kupffer.



KUNST UND LEBEN.

Wilhelm Thal: Der Roman eines Konträr-Sexuellen. Mit einer Einleitung: „Der Uranismus“ von Marc-André Raffalowitsch. — Verlag von Max Spohr-Leipzig.

Die unter obigem Titel herausgegebenen Aufzeichnungen eines jungen Italieners verdienen nicht „Roman“ genannt zu werden, wenn sie auch romantisch genug sind. Die „Beichte“, die der reiche, nichtsthuende Aristokrat an Emile Zola richtete und von diesem in dem „Archives d'anthropologie criminelle“ veröffentlicht wurde, trägt den Stempel ihres eitlen Verfassers. Der Leser, der von dem „Roman eines Konträr-Sexuellen“ mehr erwartet als die Aufzählung einiger Abenteuer und die Schilderungen des Lebens eines reichen, eitlen, nicht wenig eingebildeten, verwöhnten Lebemannes, der zufällig homosexuell ist, würde das Buch enttäuscht auf die Seite legen, wenn ihm nicht die Einleitung: „Der Uranismus von Marc-André Raffalowitsch“ beigegeben wäre.

Obschon ich denke, dass der perverse Romanheld es mit der Wahrheit in seinen Schilderungen nicht immer genau nahm, so findet der Psychologe doch noch einige charakteristische Züge in diesem „tableau“. Mich überkam's oft beim Lesen des Buches, als sässe ich in der *chambre de Parade* in Herrenchiemsee. Die Prunksucht des jungen Mannes erinnerte mich überhaupt oft an König Ludwig II. von

ROMAN.

Bayern und ich fand viele interessante Symptome, die einen Vergleich des eitlen Lebemannes mit dem Könige nicht so paradox scheinen lassen, wie man glauben sollte. Allerdings, es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen dem idealen König und dem parfümier-ten Italiener. Ludwig verfolgte künstlerische Pläne mit der Entfaltung seiner Königspracht, er war die Seele dessen, was er geschaffen hatte. Unser Salontlöwe aber liebt Seide, Sammt, Gold und Marmor, weil das chic ist — seidene Wäsche und duftende Bäder sind angenehm, darum liebt er sie; er kann nicht begreifen, dass arme Teufel ohne solche Kostbarkeiten leben können, ja er sagt: „In der menschlichen Gesellschaft liebe ich und halte des Namens Mensch nur die vornehmen und elegant gekleideten Personen für würdig. Die andern zählen nicht für mich.“ Das ist kein Ausspruch, den ein Mensch von Geist, bei nur geringem Verstande macht, obschon der Übersetzer Wilhelm Thal in seinem Vorwort den Konträr-Sexuellen als aussergewöhnliches Geisteskind preist. Er hat absolut nichts an sich, der eitle Mensch, das ihn zum Romanhelden würdig machen könnte. Er möchte noch so pervers fühlen, wenn er Manneskraft und Lebensernst in sich hätte, er würde sich von den Vorurteilen der Menge losmachen, sich nach eigenen Gesetzen im Leben durchkämpfen, sich über das Gros der weibischen Seelen-Hermaphro-

diten empor schwingen, aus dem Born unendlicher Menschenschönheit voll Jugendlust schöpfen und in Freiheit und Wahrheit Mensch werden. Statt dessen verliert der Kerl seine Zeit, um den Damen die Albumblätter und Fächer zu bemalen und seine Fingernägel „klassisch“ zu schneiden und ganze Seiten voll zu schreiben über die Schönheit seiner Hände und seines Gesichts. —

Ich will nun auf die Einleitung zum „Roman eines Konträr-Sexuellen“ von Raffalowitsch zu sprechen kommen, denn sie interessiert uns mehr als das Übrige. Marc-André Raffalowitsch ist wohl einer der schärfsten Beobachter, die über „Uranismus“ geschrieben haben, aber auch einer jener Moralisten, die mit dem lieben Gott und dem Teufel die „lasterhaften“ Uranier heilen wollen. Doch an Herz und Geist und einer Fülle origineller Gedanken fehlt es Raffalowitsch nicht. Er richtet sich ganz besonders gegen die Psychiater und Ärzte, die nicht müde werden, mit den Homosexuellen zu experimentieren. Es ist erfreulich, dass ein bedeutender Psychologe wie Raffalowitsch sich gegen die Psychovisitation energisch wendet. Es ist lächerlich und traurig zugleich, wenn man die Heilungsgeschichten und hypnotischen Wunderkuren liest, von denen die Psychiater so viel schreiben. Man staunt, was die Suggestionstherapie der „Seelenärzte“ bei den Konträr-Sexuellen für Wunder wirkt. Schade nur, dass die Erfolge sich nur auf dem Papier gut ausnehmen und so schwer zu kontrollieren sind, denn unter 10 Uranier, die sich einer Kur unterziehen, werden 9 nicht mehr beim Arzte erscheinen, wenn sie „trotz eifrigem Bemühen“ am Weibe keinen Reiz finden.

Raffalowitsch nun setzt an die Stelle der von ihm nicht acceptierten Heil-

methode eine andere, nämlich: indem er einsieht, dass ein pervers liebendes Individuum durch die Suggestionskur zu seinen „urnischen“ Übeln noch die „normalen“ erwerben kann, will er à la Grabowsky den Uranier zur Keuschheit erziehen. Er beweist, dass man bei genauer Prüfung schon im Kinde die urnische Neigung entdecken kann, und wenn dies geschehen ist, sollen die Erzieher so auf die Kindesseele wirken, dass sie „rein“ bleibt. Raffalowitsch giebt zwar in der Einleitung „Uranismus“ keine näheren Erklärungen, wie die „Reinhaltung der Seele“ probat durchgeführt werde, hat es aber vielleicht in seinen grösseren Werken gethan. Ich zweifle aber an dieser Heilungsmethode auch. Erstens werden die Eltern niemals extra Psychologie studieren, um in ihren Sprösslingen Uranier zu entdecken, und zweitens trügen die Symptome nur zu oft. Wie mancher Uranier hat nicht als Knabe ein Mädchen leidenschaftlich geliebt und sexuelle Erregungen dabei verspürt und umgekehrt ein normaler Jüngling für einen Freund geschwärmt mit sehnsgütigem Verlangen, bis die wahre Natur bei beiden durchbrach! — Warum soll der Uranier keusch bleiben? Weil er dem Staate kein Kanonenfutter zeugt? Was ist denn so Schönes an der Keuschheit? Ich sehe nicht ein, dass ein keuscher Mensch besser sein sollte als ein sexuell genüssender. Wenn aber Raffalowitsch der Meinung sein sollte, der perversliebende Mensch müsse „lasterhaft“, „verdorben“ u. s. w. sein, dann hat er nie einen an Seele und Leib gesunden urnischen Menschen kennen gelernt. Ich glaube aber, dass Raffalowitsch sehr wohl weiß, dass Byron, Winkelmann, Platen etc. nicht keusch starben, dessenungeachtet aber trotz ihres urnischen Naturells als

Menschen ebenso achtenswert sind wie Goethe, Schiller, Rückert, Keller u. s. w.

Der Mensch ist trotz seines Geistes, seiner Willenskraft und Phantasie doch nur Mensch, wenn auch hier das Gesetz von „Kraft und Stoff“ wie überall sich geltend macht. Wir sind Menschen, wir entwickelten uns seit ungezählten Jahrtausenden aus den niedrigsten Formen bis zum heutigen Vollendungsgrade. Wir sind Leib und Seele, was so viel sagen will wie Kraft und Stoff. Nicht nur der Leib vervollkommnete sich, sondern auch der Geist, die Seele, der Intellekt; wie wir es nennen, bleibt sich gleich. Wenn beim niedern und höhern Tiere schon ein gewaltiger Unterschied sich zeigt im Geschlechtstrieb, muss sich doch bei dem vollendetsten Wesen, dem Menschen, wo die Funktionen des Geistes sich in ganz anderer Form äussern, der sexuelle Trieb ebenfalls verschieden äussern. Wir finden darum in der menschlichen Gesellschaft Individuen, denen ihre Fortpflanzung trotz ihrer ganz vollkommenen anatomischen Konstitution absolut gleichgültig ist, ohne dass sie darum auf die sinnliche Liebe verzichten. Das Individuum kann normal oder konträr-sexuell sich in seinem Lieben äussern, in beiden Fällen wird es kein Verlangen haben, eigene Nachkommen zu zeugen. Ein Mann kann in der Liebe die höchsten menschlichen Freuden, das schönste Erdenglück in der Umarmung des Weibes erkennen und dennoch ein sehr enthaltsames Leben führen — ein anderer wird in den ausschweifendsten Genüssen nie das finden, was der Enthaltsame so reich genoss. Viele Künstler und Dichter äussern sich in ihren Werken als Erotiker und sind selbst das Gegen teil. Das beweist uns darum, dass ein Mensch ohne Keuschheit alles das

auch dann erreichen kann, was seine Sehnsucht verlangt, wenn er seinem Leben nur einen Inhalt, eine Idee zu geben weiss. Es ist darum eher angezeigt, den Menschen zu zeigen, was in der Arbeit der schaffende Geist, die geschickte Hand, der kräftige Körper, wenn sie je nach der natürlichen Begabung ausgebildet werden, erreichen können.

Raffalowitsch verurteilt den perversen Geschlechtstrieb als lasterhaft, abscheulich u. s. w., in allen Tonarten drückt er sein Missfallen aus, spricht von Rückkehr zur Religion und meint, „dass die Männer, die die Seelen und das Leben ihrer jüngern Mitmenschen verführt, korrumptiert und besudelt haben, gewöhnlich Perverse sind“. Das ist wohl übereilt gesprochen und absolut unbegründet. Die schönste Religion ist die Freiheit und Wahrheit; wenn die Menschen sie lieben werden, dann bricht ein neuer Völkerfrühling an, dann entwickeln sich die Nationen wie das einzelne Individuum in schöner Weise; Kunst, Gewerbe, Wissenschaft werden in neue Bahnen geführt werden. Die Wahrheit liegt brach, die Freiheit ist nur Phrase geworden. Man lügt sich in der vollendetsten Weise an, lässt sich mit schweren, goldenen Ketten in marmorene Gefängnisse sperren, beugt den Nacken vor den Tyrannen. — Es ist ein Zeichen der Zeit, dass in unsfern anscheinend so aufgeklärten Völkern so viele Millionen Sklaven leben, die sich von dem harten Herrn „Gesellschaft“ unter den galantesten Formen ihrer freiheitlichen Hoheitsrechte berauben lassen und lächelnd in der *quadrille à la cour* mit der tiefsten *rénovation* dafür danken. Zeigen wir darum den Menschen, was sie verloren haben oder vielleicht gar noch nie besessen. Freie Menschen

werden mit heißer Liebe die Wahrheit besitzen. Herz und Geist sollen umgewandelt werden in einer Erziehung, die freie Menschen leiten, und die Wahrheit wird uns bald zeigen, dass die Moral nicht durch spitzfindige Paragraphen geschaffen wird. Zeigen wir den Menschen von der Sorte des Beichtkindes im „Roman eines Konträrsexuellen“, dass sie ihren moralischen Katzenjammer selbst verschuldet haben, dass sie mit ihren natürlichen Gaben nichts anzufangen wussten, als mit

sich selbst und andern zu kokettieren; weisen wir ihnen die Wege, wie man dem Leben einen reichen Inhalt schafft durch ernste, aber frohe Arbeit. Bald wird sich dann dem gesunden, freien, wahren Menschen der Himmel schon auf der Erde öffnen, er wird nicht mehr von der Halleluja-Wiese träumen aber als ein Eroberer durchs Leben schreiten, nicht als frommer, keuscher Bruder, sondern als ein glücklicher, echter Genussmensch.

Louis Franche.

LIEBE.

Karl v. Hagen: Worin liegt die Erklärung für den Geschlechtsdrang? Eine populär-medizinische Studie. Ernstsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. Preis 1 Mk.

Das schönste aller Rätsel ist der Mensch und das Unergründlichste im Menschen ist die Liebe! — Aber die profane Zunft der Mediziner, Physiologen und Psychologen kann einem mit ihrer wissenschaftlichen Fleischerarbeit alle Lust am Menschen verleiden. Ich bekomme immer ein heimliches Gruseln, wenn ich wieder solch einen gelehrten Herrn sehe das lebendige Bild des Schöpfers wie einen Versuchshamster tranchieren. Da geht alle Poesie zum Teufel und als Resultat dieser ergötzlichen Wursthausphilosophie kommt zu alledem selten mehr als ein sophistischer Clownssprung heraus. — Da wühlt und wühlt man nach dem Grund und Ziel unsres Daseins, anstatt des Gegebenen sich zu freuen, wie es ist, und in dem Genuss des Vollkommeneren seinem Leben selber das Ziel zu setzen! Denn wozu denn all diese weisen Gedanken, wenn sie uns nicht in den Stand setzen, das Leben schöner zu gestalten, das Rohe

zu veredeln und das Volk als Ganzes emporzuheben aus dem sozialen Elende, der knechtenden Not, unter der sein Geist betteln gehen und sein Körper verkommen muss?! Die Wissenschaft schuf zwar Luxusanstalten für die Zucht der Pferde und Haustiere, in denen man auf das Sorgsamste auf die beste Pflege, die humanste Behandlung und die edelste Paarung derselben bedacht ist — aber für die Verbesserung der eigenen Rasse liess sie den Herrgott sorgen. Was sind auch dem Staate hundert Soldaten gegen ein Pferd!? Das Pferd kostet Geld, der Soldat nichts. Der Sohn des Volkes ist als Arbeitsmaschine gerade noch gut, sonst ist er wertlos. Warum also auf sein leibliches und geistiges Wohl und gar das seiner Nachkommen achten? Mag der junge Mann lauter Krüppeln und Idioten das Leben zeugen — mag er seine innerste Natur notzüchtigen — durch Heirat sich und das Weib betrügen — was geht das den Staat und die Wissenschaft an, die seinen Interessen frohnt!?

Da ist es eine Freude, wieder einen Mann zu sehen, dem das sexuelle Elend unsres Volkes wirklich am Herzen liegt,

der all die Jauchgruben zuschütten möchte, die eine verkehrte Erziehung, eine widernatürliche Moral und eine verbrecherische Gesetzesauslegung geschaffen haben — um durch eine bewusste Erziehung zur Ehe oder Nicht-Ehe dem neuen Geschlechte Kraft und Schönheit zu wahren. Schon in seiner Schrift „Die Entstehung des werdenden Menschen“ — die mit der Schenkschen nicht zu verwechseln ist und bereits einige Monate vor dieser erschien — bereitet Karl v. Hagen für die Bedeutung des Geschlechtsaktes das richtige Verständnis vor, legt er das Hauptgewicht auf die seelische Erregung der Liebenden, für deren Stärke der körperliche Zustand wohl Bedeutung erlangen, unmöglich aber für das Geschlecht des Kindes entscheidend werden kann. Kurz, nicht die Ernährung der Mutter, sondern die Art des Stromwechsels, der polarische Gegensatz während der Umarmung ist es, der für den Knaben oder das Mädchen zum Schicksal wird. Und nicht äussere Vorzüge, nicht Schönheit, nicht körperliche Gegensätze sind es, die das Wesen der Liebe im Manne ausmachen, sondern diese gegensätzliche Lebenskraft allein ist es, die von dem einen Menschenkörper voll zum andern flutet, empfangend und gebend höchste Seligkeiten schafft. Nur auf die richtige Ergänzung der eigenen Lebenselektrizität — wie der Verfasser diese Kraft nennt — kommt es also

an, und gleichgültig dabei ist es, ob der Stromwechsel, die Auslösung, durch das andere oder das gleiche Geschlecht von statthen geht. Denn die Liebe, die Befriedigung in der Umarmung, ist Selbstzweck — die Fortpflanzung, wo sie nicht besonders gewollt ist, immer nur Nebenwirkung! — Wenn also nicht der Gegensatz des äusseren Geschlechts, sondern einzig und allein der Gegensatz der innersten Natur der Liebenden, d.h. die polarische Verschiedenheit ihrer Lebenselektrizitäten, die von der Natur gewollte Befriedigung entscheidet, dann kann diese Befriedigung, wenn sie zwischen Mann und Mann oder Weib und Weib eintritt, unmöglich widernatürlich sein. Welchen Nebenzweck die Natur mit dieser gleichgeschlechtlichen Befriedigung noch verbindet — ob sie vielleicht geradezu eine Verhinderung der Fortpflanzung damit im Auge hat — wer kann es wissen?! Jedenfalls ist mit der Hagenschen Erklärung eine der glänzendsten und überzeugendsten Rechtfertigungen des „Uranismus“ gegeben — und ich frage mich nur, wie immer noch auf Grund des § 175 d. R.-St.-G. Verurteilungen „Homosexueller“ verbrochen werden können, wo doch nach dem Wortlaut des Gesetzes — und daran hat kein Richter zu röhren! — ausdrücklich das Moment der Widernatürlichkeit festgestellt werden muss!

Adolf Brand.

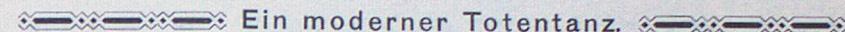
Verantwortlicher Redakteur:
Adolf Brand-Neurahnsdorf.

VERLAG VON J. A. STARGARDT IN BERLIN.

In unserem Verlage erschienen:

Die Werke des Malers Joseph Sattler.

Joseph Sattler:



Ein moderner Totentanz.

2. vermehrte Auflage.

16 meist kolorierte Heliogravuren und zwei Original-Radierungen.

Folio. In art-linein-Einband 50 Mark.

Felix Vallotton.

Biographie des Künstlers nebst dem wichtigsten Teil seiner bisher publicirten Werke und einer Anzahl unedierter Originalplatten.

Herausgegeben von

Julius Meier-Graefe.

Text deutsch und französisch mit 41 Tafeln und zahlreichen Textillustrationen.
Querfolio 16 Mark.

Die Japanausgabe (nur 25 Exemplare, nummeriert und signiert)
kostet 80 Mark.

Soeben gelangen zur Ausgabe
die ersten

Künstler-Postkarten des

EIGENEN

zu deren Verbreitung im
Interesse des Blattes und seiner
Kulturziele jeder Leser
desselben ein gut Teil bei-
tragen sollte.

Stück 10 Pfge. — Dutzend 1 Mk.

ADOLF BRAND'S VERLAG
BERLIN-NEURAHNSDORF.

Ein neuer Lyriker, Josef Kitir.

Ästhetische Studie von

Dr. Aug. Renner.

Wien, Verlag von Georg Szelinski.

In dieser interessanten Flugschrift, die schon ihrer allgemeinen Ausblicke wegen jedem Freunde der neueren Litteratur Anregung bietet, weisst der Verfasser nach, dass Josef Kitir durch Behandlung realer Stoffe im reinsten lyrischen Lied, sowie durch künstlerische Gestaltung psychosexueller Probleme, das Gebiet der lyrischen Kunst stofflich wie seelisch erweitert hat.

IST
**EIN FALL DREYFUS
IN DEUTSCHLAND**
UNMÖGLICH?

Nach der Broschüre „Klassen-Justiz und Entmündigungs-Unfug“ von Dr. med. Hermann Sternberg in offenen Briefen an preussische Justizbehörden, den Kaiser, das Staatsministerium und den Bundesrat beantwortet von

ADOLF BRAND.

ADOLF BRAND'S VERLAG
BERLIN-NEURAHNSDORF

1899

20 ~ Pfge.

Vorstehende Anklageschrift warf der Verfasser selber in einer Anzahl Exemplaren am 9. Mai während der Schächtdebatte von der Tribüne des Reichstages unter dem Rufe: „Nicht für Ochsen-, sondern Menschenrechte!“ mitten in den Saal der Volksvertretung — um die deutsche Presse zu veranlassen, endlich dem vorliegenden Justizverbrechen gegenüber offen Farbe zu bekennen, und vor allem, um vom Parlamente eine Remedur des an Dr. Sternberg begangenen Unrechts zu erreichen — ohne ans Ziel zu kommen, aber auch ohne der horrenden Beschuldigungen wegen strafrechtlich verfolgt zu werden.

Der Eigene.

— 178 —

1. u. 2. Septemberheft 1899.

Voranzeige.

Im Laufe des November erscheint
in meinem Verlage:

FERDINAND MAX KURTH:

Reigen der * * * * Totentänze.

Diese Arbeit giebt eine Darstellung der Totentänze in Kirchen, Klöstern als Bücher, Zeichnungen u. s. w. von Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts bis auf unsere Tage unter besonderer Berücksichtigung zeitgenössischer Meister wie

Hans Meyer,
Max Klinger,
Joseph Sattler,
Otto Seitz
und viele Andere.

Es werden der Veröffentlichung farbige Kunstblätter beigelegt nach Originalen von Sattler, Seitz, Hans Kurth und anderen Künstlern.

Das Buch wird in dreihundert Exemplaren auf Kunstdruckpapier der Öffentlichkeit übergeben und ist zum Preise von

Mk. 1,20*)

durch den Verlag zu beziehen.

Bestellungen nimmt von jetzt ab entgegen:

Adolf Brand's Verlag
Berlin-Neurahnsdorf.

*) Preiserhöhung nach Erscheinen vorbehalten.

Der Eigene.

Ankündigung.

Mitte Oktober erscheint:

FERDINAND MAX KURTH:

DICHTUNGEN.

Alle sechs Veröffentlichungen in einem Bande geheftet.

In einhundertfünfzig Exemplaren, handschrift nummeriert: Nr. 101—250.

Das Buch enthält neben den eigenen Dichtungen des Herausgebers solche von

Ludwig Jacobowski,
Freiherr Karl v. Levetzow,
Hans Bethge,
E. M. Jasmund.

Das Werk ist aufs reichste mit farbigem u. schwarzem Buchschmuck (Kopfleisten, Vignetten, Vollzeichnungen) versehen durch

Fidus,
Hans Kurth.

Als Type wurde die Alt-Gothisch, welche William Morris benutzte, verwendet. Die Dichtungen sind auf deutsches Büttenpapier gedruckt.

Der Preis beträgt

Mk. 4,00.

Bestellungen sind an

Adolf Brand's Verlag
Berlin-Neurahnsdorf
zu richten.

NB. Gegen vorherige Einsendung des Betrages erfolgt Frankosendung des Werkes.

— 179 —

1. u. 2. Septemberheft 1899.

Johannes Guttzeit

der bekannte Rezitator und Naturprediger plant für Ende dieses Jahres folgende Vortragstour:

Oktober, 1. u. 2. Woche: Kgr. Sachsen.
3. Woche: Mark Brandenburg u.
nordöstl. Preussen. 4. Woche:
Schlesien.

November, 1. Woche Oesterreich.
 2. Woche: Süddeutschland.
 3. Woche: Schweiz u. Mittelrhein.
 4. Woche: Rheinpreussen u. Westfalen.

Dezember. 1. Woche: Hannover und Holstein. 2. Woche: Provinz Sachsen und Thüringen
as reichhaltige Programm enthält u. a. folgende Themata:

innlichkeit, Liebe und Ehe.
M  nnersnde und Frauen-
leiden

leiden.
iebe unter Männern u. dergl.
erlebnisse im Talar u. Kranz.
ichterische Vorlesung.

Honorar
durchschnittlich 30 bis 35 Mark
für einen Vortrag.

Vereine und Private, die geneigt
sind, einen solchen Vortragsabend
zu veranstalten oder für das Zu-
andekommen eines solchen in ihrem
Kreise beizutragen — Guttzeit's dicht-
erische Vorlesungen besonders sind
erkannte Leistungen von künst-
lerischer Bedeutung und Eigenart
mögeln von ihm selber Prospekte
und Auskunft fordern. Er wohnt in
Auschwitz bei Dresden.

Digitized by srujanika@gmail.com

- Eigene

Dieser Raum kostet

3 Mk.

Bei 6 maliger Aufnahm

13,50 Mk.

Bei 12 maliger Aufnahme

24 Mk.

Bei 24 maliger Aufnahme

36 Mk

Ende Oktober erscheint: ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦

LIEBLINGMINNE UND FREUNDESLIEBE

IN DER WELTLITTERATUR

Eine Sammlung mit einer Einleitung

Kurzer Auszug des Inhaltes:

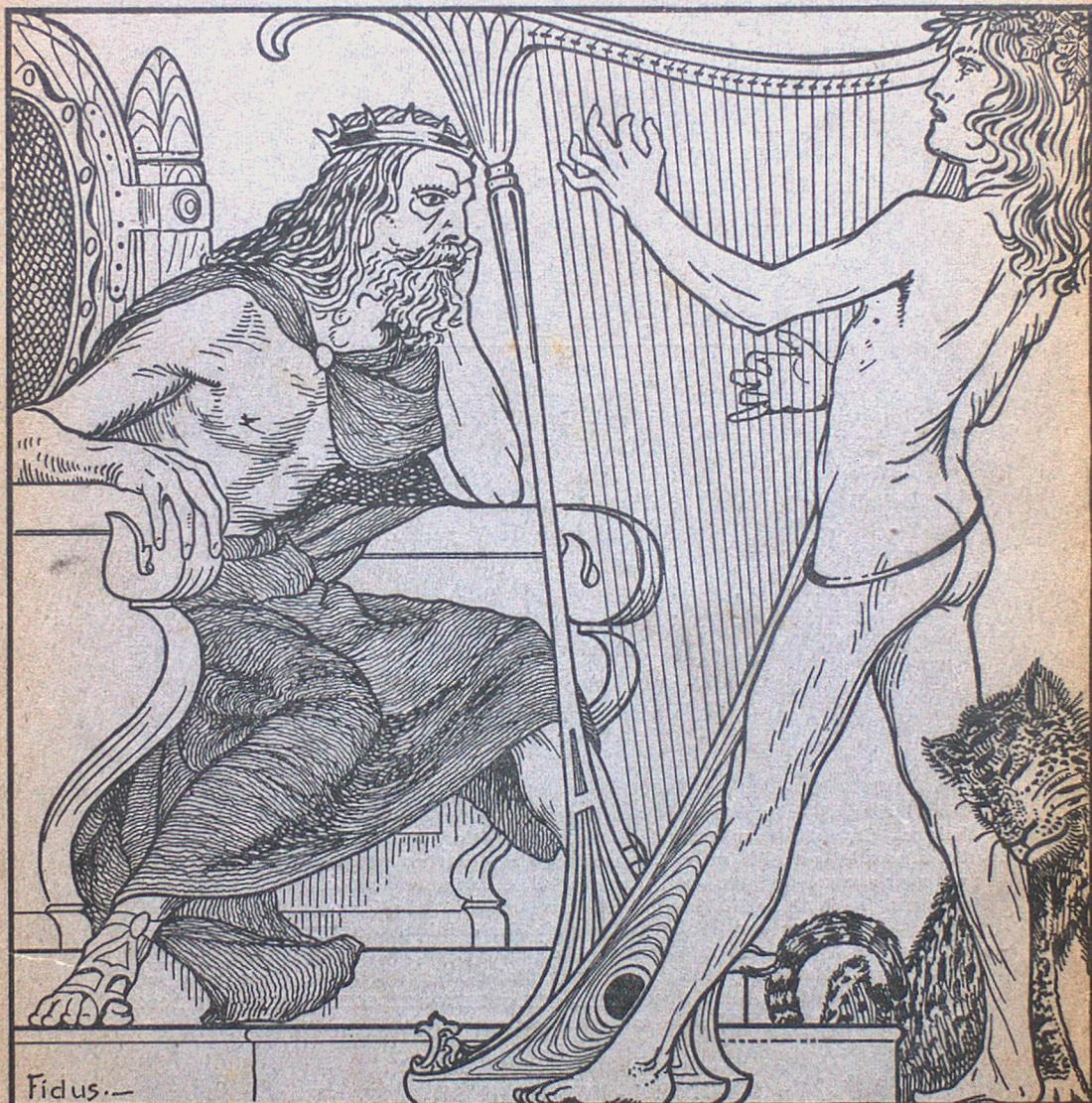
Griechische Litteratur	:	Pindar, Aeschylos, Sophokles, Plato u. A.
Römische	"	: Vergil, Catull, Horaz u. A.
Persische	"	: Hafis, Sadi.
Arabische	"	: Ibn Chaldun, At Tubi, König Motamid.
Hebräische	"	: König David, Christus.
Spanische	"	: Garzilaso de la Vega, Zorilla.
Englische	"	: Shakespeare, Byron, Swinburne u. A.
Italienische	"	: Michel Angelo u. A.
Französische	"	: Montaigne, Pierre Loti, Paul Verlaine u. A.
Russische	"	: Michael von Lermontoff u. A.
Deutsche	"	: Goethe, Schiller, Hölderlin, Friedrich der Grosse, Graf Platen, Grillparzer, Winkelmann, Ludwig II., Adolf von Wilbrandt, Heinrich Bulthaupt u. A.

ADOLF BEAND'S VERLAG
BERLIN - NEURAHNSDORF

Der Herausgeber veröffentlichte bisher: „Leben und Lieben“ (E. Pierson). — „Ehrlos“ (B. Eckstein-Nachf.). — „Das Herz des Waldes“ (F. Ehrhart).

- 180 -

LIEBLINGSMINNE UND FREUNDES LIEBE IN DER WELTLITTERATUR



Fidus.—

EINE SAMMLUNG MIT EINER EINLEITUNG VON
ELISARIUS VON KUPFER

ADOLF BRAND'S VERLAG * BERLIN-NEURAHNSDORF